

Die Grenzfriedenshefte erscheinen etwa vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund (Bund für deutsche Friedenarbeit im Grenzlande) – Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für 2,- DM im Jahr – Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser allein verantwortlich – Geschäftsstelle: Husum, Woldenstraße 1 – Alle Anfragen nach dorthin erbeten – Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

DIE RENDSBURGER TAGUNG
DES GRENZFRIEDENSBUNDES

Seite

Deutsch-dänische Gespräche	93
<i>Axel Henningsen</i> Heimat in Deutschland	95
<i>Hans Parmann</i> Südschleswigsche Heimat	99
<i>Morten Kamphövener</i> Dänischer Nordschleswiger	108
<i>Olaf Klose</i> Deutsch-dänische Kulturbeziehungen	114
Strömungen in der europäischen Literatur und Kunst	117
<i>Hans Peter Johannsen</i> »Begegnungsindustrie« – positiv gesehen	119
<i>Detlef Hansen</i> Rückschau auf die Rendsburger Tage	125
<i>Eine dänische Stimme</i> Frieden und Selbstbehauptung	131
<i>Detlef Hansen</i> Aus der Entwicklung und der Arbeit des Grenzfriedensbundes	133

AXEL HENNINGSEN ist geboren 1883 in Hadersleben. Entstammt einer aus Angeln nach Nordschleswig gekommenen Handwerkerfamilie. Wurde Volksschullehrer an mehreren Orten Nordschleswigs und in Altona. Nach der Abtretung Rektor in Rendsburg und Kiel. Von 1921-1929 Leiter der Heimvolkshochschule in Rendsburg. Nach Teilnahme an beiden Weltkriegen als Oberregierungsrat in das Kultusministerium berufen, war er Leiter der Abteilung für Volks- und Mittelschulen und zugleich mit der Aufsicht über die dänischen Schulen in Südschleswig beauftragt. Seit 1951 im Ruhestand, aber noch als Ehrenvorsitzender des Landesverbandes für Volkshochschulen sehr an der Entwicklung des Erwachsenenbildungswesens interessiert.

HANS PARMANN, geb 8. Januar 1928 in Flensburg. Städtische Oberschule für Jungen, Abitur 1946. Nach Besuch einer dänischen Volkshochschule seit 1948 theologisches Studium an der Kopenhagener Universität. Daneben z.Z. Schriftleiter der Zeitschrift „Front og Bro“.

MORTEN KAMPHÖVENER, politischer Redakteur der Zeitung „Jydske Tidende“. Geboren in Stepping 1889. Teilnahme am 1. Weltkrieg. Veröffentlichte 1919 einen Roman „Das schleswigsche Regiment“. Zahlreiche Veröffentlichungen über geschichtliche nordschleswigsche Themen. Mitgl. des Vorstandes des dänischen Sprachvereins, der Gesellschaft „Folkehjem“ und der Vereinigung der nordschleswiger Kirchenvorstände.

OLAF KLOSE, geb. 13. Januar 1903 in Doberan, väterlicherseits aus Hamburger Theologenfamilie, mütterlicherseits aus Lübecker Kaufmannsgeschlecht stammend. Bildungsgang: Humanistisches Gymnasium. Studium: Nordische Sprachen, Deutsch, Geschichte, Kunstgeschichte. Promotion Leipzig 1927. Staatsexamen Kiel 1928. Bibliotheksfachexamen Berlin 1932. Deutscher Assistent an der Universität Kopenhagen 1933-35. Austauschbibliothekar Oslo 1935, Bibliotheksrat Kiel UB 1935, Direktor der Landesbibliothek 1949. Schriftführer der Gesellschaft für schlesw.- holst. Geschichte 1951, Herausgeber der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte und Mitherausgeber der Zeitschrift Nordelbingen.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

ALS NEUE FOLGE
DER BRIEFE

Deutsch-dänische Gespräche ...

„Deutsch-dänische Gespräche, Begegnungen, Tagungen sind inzwischen Mode geworden“, äußerte ein dänischer Teilnehmer an der Rendsburger Tagung des Grenzfriedensbundes, die Anfang August stattfand – und er knüpfte daran die Frage nach dem „Sinn“ solcher Zusammenkünfte.

Dieser „Sinn“ war für den Grenzfriedensbund ohne weiteres gegeben, liegt er doch unmittelbar in seiner Zielsetzung begründet: friedliches Beieinander und Miteinander von Deutschen und Dänen im Grenzlande – diesseits und jenseits der heutigen Staatsgrenze –, Austragung und Überwindung der vorhandenen Gegensätze in beiderseitiger Achtung und Respektierung.

*

Bitterer Streit hat das gutnachbarliche Gespräch zwischen hüben und drüben oft unmöglich gemacht; in Geschichte und Gegenwart ist der „Blick über die Grenzpfähle“ vielfach durch ihn getrübt worden oder gar ganz unterblieben.

Wieder einmal gilt es, solchen Streit aus der Welt zu schaffen, und vieles ist zu tun, um alles wieder „ins Reine“ zu bringen. Da steckt in den Herzen noch Bitterkeit, wenn nicht gar Haß, da ist manches verhärtet, da gibt es Sturheit, da sind Ressentiments ... Und mehr als einmal fehlt es noch an der rechten Bereitschaft zum Sichvertragen, fehlt ganz einfach ... die rechte Atmosphäre. Warum sollen wir nicht aussprechen, daß es so ist!

Unter diesen Voraussetzungen ein wirkliches „Gespräch“ zu führen, ist nicht leicht. Es erfordert viel guten Willen und Takt von beiden Seiten. Da ist die eine Gefahr, daß noch zu viel mitschwingt vom alten Streit, da ist die andere, daß man, um neuem aus dem Wege zu gehen, mit seiner Meinung „hinter dem Berge hält“, und dann beide Teile nach dem Auseinandergehen das Gefühl haben, es sei nicht

gesagt worden, was eigentlich hätte gesagt werden müssen. Beides ist vom Übel und führt zu nichts – wenn es manchmal auch schon ein Fortschritt sein kann, daß man überhaupt wieder miteinander spricht.

Die Rendsburger Tage standen hier zweifellos unter einem guten Stern. Sie waren eine Fortsetzung der Bemühungen des Grenzfriedensbundes um die Wiederaufnahme des deutsch-dänischen Gesprächs – genauer gesagt, des Gesprächs unmittelbar im Grenzlande, unter den Streitenden selbst –, und das ist etwas anderes, als wenn man sich etwa „auf höherer Ebene“ miteinander trifft. Sie knüpften an die deutsch-dänische pädagogische Tagung in Flensburg-Mürwik vor zwei Jahren an, womit die Art der Durchführung, der Teilnehmerkreis und die Themenstellung von vornherein mehr oder weniger gegeben waren.

Standen damals allgemeine pädagogische Probleme und die europäische Erziehungssituation im Mittelpunkt der Erörterung und war die Beziehung zur Grenzproblematik nur durch die Teilnehmer gegeben bzw. durch sie in den Aussprachen her gestellt worden, so war es diesmal die Situation des Menschen im Grenzlande selbst, um die es ging – und zwar vor allem die geistig-kulturelle. Soziale und politische Probleme wurden nur „am Rande“ gestreift, sie klangen aber doch in den Referaten und Gesprächen mit, und der Zusammenhang aller Lebensbereiche miteinander und untereinander wurde mehr als einmal in der Aussprache betont.

Wenn auch, veranlaßt durch die Themenstellung und Zielsetzung, die Tagungsteilnehmer in der Mehrzahl Pädagogen waren, so handelte es sich doch nicht um ein „Fachgespräch“, sondern um ein allgemeines; es ging um die richtige und zeitgemäße Haltung in unserer heutigen Grenzlandsituation.

Die Tagung selbst, die Form und der Geist, in dem sie durchgeführt wurde, die Vorträge und die Aussprachen wurden allerseits als so bedeutsam empfunden, daß der Grenzfriedensbund sich entschlossen hat, sie durch Veröffentlichung einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Es wird damit der Wunsch verbunden, daß auch diejenigen seiner Mitglieder und Freunde, die die Rendsburger Tage nicht unmittelbar erleben konnten, Gewinn daraus ziehen möchten.

B.

Heimat in Deutschland

Wie kommt es, daß der eine Bewohner des schleswigschen Landes seine geistig-seelische Heimat in Deutschland, der andere in Dänemark findet, obgleich beide in demselben Raum wohnen?

Bevor diese Frage beantwortet werden kann, sind die Wandlungen zu betrachten, die der Begriff Heimat erfahren hat. Der Begriffsinhalt dieses Wortes ist, wie bei so manchen anderen Begriffen, in den Schmelztiegel der unruhigen Zeit geraten und hat hier eine Erweiterung und Vergeistigung erfahren. Die Diskussion über diese Wandlung ist nicht neu, sie ist aber verstärkt aufgenommen worden durch die Zeitereignisse. Schon vor längeren Jahren stellte in Deutschland der „Hohenrodter Bund“ den Begriff Heimat zur Aussprache, und in neuerer Zeit haben u. a. Gruppen des Landjugendverbandes, die Grenzakademie Sankelmark durch ihren Leiter Dr. Schriewer und auch kirchliche Stellen dazu Stellung genommen. Millionen Menschen haben, durch die Ereignisse der Kriege veranlaßt, ihre Heimat verlassen müssen. Für sie wie für uns war bis dahin ihre Heimat das Stück Land, welches – auch bildlich gesprochen – rund um ihren Kirchturm lag. In seinem Schatten ruhten unsere Toten friedlich; heute liegen Millionen Söhne unseres Volkes verstreut über die ganze Erde, vom Nordkap bis zu den Dschungeln Indochinas. Die Gedanken der Mütter suchen ihre Grabstätte vergebens. Heimat hat im Verlaufe des Geschehens einen politischen Klang beigemischt bekommen. Neue Worte tauchten auf: Heim ins Reich, Recht auf Heimat, Heimat im Osten, Verlorene Heimat, Heimatvertriebene und Heimatgebliebene und andere. Für den Begriff Heimat ist durch diese Worte eine Akzentverlagerung gekommen; er strömt nicht mehr die Ruhe und den Frieden aus, der bisher mit dem Worte Heimat verbunden war. Wenn wir von Heimatliebe, Heimatglocken, Heimatliedern usw. hörten, dann waren das Dinge, die uns warm und lind Herz und Seele umwoben, während uns die neuen Worte von Not und Tod, von Völkerschicksal und Weltgeschehen, von Krieg und Grausamkeit erzählen – denn sie kommen aus der Politik. Das Wort Heimat ist durch den Unfrieden der Welt aus seiner beschaulichen Ruhe auf geschreckt, in seinem Inhalt verändert und für politische Bestrebungen eingesetzt worden. Die Hitlerzeit verwandte das Wort als ein beliebtes Argument in der Blut- und-Boden-Theorie. Und wenn im schleswigschen Raum das Wort Heimat im Dienste politischer Arbeit steht und wir von Heimatschulen, von Heimatzeitungen und politisch betonten Heimatabenden hören, dann erfaßt uns ein unangenehmes Gefühl, denn solche Arbeit will letzten

Endes nicht der Heimat im besten Sinne „dienen“, sondern sich des Wortes für einen politischen Zweck „bedienen“.

Auch der religiöse Mensch spricht von seiner Heimat. Aber sie liegt im Jenseits, ist der ersehnte Ruhepunkt nach den Stürmen dieser Welt. Seine Seele sucht diese Heimat und singt: „Hier ist sie nicht, die Heimat der Seele ist droben im Licht!“ Aber wie vielen ist es heute gegeben, die Verheißung in diesen Worten zu finden?

Im wissenschaftlichen Denken findet das Wort Heimat sich selten, es ist eine Angelegenheit der Seele, des Gemütes und daher ein Lieblingskind der Kunst. Maler und Dichter lieben die Motive der Heimat – oft in romantischer Beleuchtung. Aber besonders die Dichtung ringt heute darum, über den eng gewordenen, überkommenen Heimatbegriff hinauszukommen in weitgreifende Fragen des Allgemein- Menschlichen.

Die ältere Generation fühlt sich auch heute noch angesprochen von der Romantik des überkommenen Heimatgedankens, sie schätzt die Heimatkultur, wie sie sich darstellt auf Heimatabenden, Heimattagen und Heimatfesten. Es ist aber deutlich spürbar, daß bei den Jahrgängen der Weltkriege die rechte Initialzündung auf dieser Linie nicht mehr vorhanden ist, sie ist der nüchternen Auffassung der Zeit gewichen. Man erkennt, daß mit einer Neuauflage von Volksbräuchen, Hervorholung alter Volkslieder u. a. neues Volkstum nicht zu schaffen ist. Man will heute Heimat nicht erleben als sonntägliche Stimmung, sondern als eine reale Angelegenheit mit wirtschaftlichen, sozialen und politischen Spannungen, zu deren Ausgleich gemeinsame Lösungen gefunden werden müssen.

Den Ostvertriebenen hat der Krieg die räumliche Heimat genommen; anstelle ihrer angestammten Heimat haben sie eine Wahlheimat annehmen müssen. Den Boden ihrer *Stamm*heimat mit den Gräbern ihrer Vorfahren haben sie nur als Erinnerungsbild behalten, um den Boden ihrer *Wahl*heimat ringen sie noch. Ein holsteinisches Wort sagt, daß ein Mensch erst dann zum Boden gehört, wenn etwas von seinem Blute mit dem Boden verbunden ist. Die Ostvertriebenen müssen daher ihre Heimat in der Gemeinschaft der *Menschen* finden, unter denen sie jetzt leben müssen. Sie werden ein Heimatgefühl haben, wenn sie sich von dieser Gemeinschaft mitgetragen wissen und wenn sie spüren, daß ihnen in der Gemeinschaft ihrer Wahlheimat Gerechtigkeit wird – unabhängig von der Bindung an den Boden.

So ist also Heimat nicht nur die Scholle und ihre Atmosphäre, sondern Heimat ist überall da, wo geistig-seelische Beziehungen die Menschen aneinander binden und hineingreifen in die allgemein-menschlichen Beziehungen. Umfaßt Heimat uns in diesem Sinne, dann räumt sie Trennendes hinweg, also auch politische Schranken und Grenzen.

Meine Heimat im räumlichen Sinne ist das Land Schleswig zwischen Eider und

Königsau – hier ruhen meine Vorfahren und hier wohnen die Menschen, die ich am besten verstehe, und sie hoffentlich auch mich. Die politische Zugehörigkeit des Landes hat gewechselt; sie entscheidet sich nicht nach der historischen Beweisführung – besonders nicht, wenn die Historiker beider Seiten, wie üblich geworden, umschichtig beweisen, daß dieses Schleswig urdeutsches oder urdänisches Land sei. Entscheidend kann nur das Recht der Lebenden sein. Auch der wildeste Historiker kann einem Menschen, dessen Blutlinien „fra Arilds Tid“ in diesem Lande verlaufen, das Recht auf Heimat in diesem Lande nicht abstreiten oder seine Heimatliebe anzweifeln, möge er sich zum deutschen oder zum dänischen Volk bekannt haben. Aber auch der, dessen Wahlheimat Schleswig geworden und der in die seelische Gemeinschaft hier eingefügt ist, hat hier seine Heimat. Bei allen, die in dieser Gemeinschaft wohnen, setzen wir die Liebe zu dieser Heimat und allen seinen Menschen voraus und erwarten, daß in ihren Herzen über alles Trennende hinweg der Wille zur gemeinsamen Arbeit für die Heimatgemeinschaft, das Gefühl für hilfsbereite Nachbarschaft, für Güte und Milde, für Vergeben und Vergessen wohne. Leben wir so miteinander, dann brauchen wir uns nicht, wie Grundtvig sagt, die Bücher um die Ohren zu schlagen wegen anderer Auffassungen.

Das Schicksal verlangt vom Schleswiger, daß er sich für Deutsch oder Dänisch entscheiden soll. Mag diese Entscheidung im Laufe der Geschichte und im Lehen der Geschlechter einmal so und, einmal anders ausfallen, sie muß immer eine Gewissensentscheidung sein – ihre Gründe sind unterbewußt und nicht nachprüfbar. Das ist die Zweiströmigkeit im Grenzlandmenschen, und an diese Zweiströmigkeit wendet sich die kulturelle Arbeit beider Seiten. Nur wer hierbei respektiert, daß die Heimat und ihre menschliche Zusammengehörigkeit beiden Seiten gehört, nur wer die zweiströmige Mentalität erlebt hat und sie nachfühlen kann, der versteht die Grenzfrage.

Wer seine Wahl getroffen hat, der *bejaht* das Wesen des Volkes seiner Wahl, aber er *versteht* und *achtet* die Menschen seiner Heimatgemeinschaft, die eine andere Wahl getroffen haben. Ist das Allgemein-Menschliche das Übergeordnete, dann ist es eine Bereicherung des volklichen Lebens, wenn der eine sich für Deutsch und der andere für Dänisch entschieden hat. Er wird den andern stets achten – aber das Land, für dessen Kultur er sich entschieden hat, wird er *lieben*.

Meine Heimat

*Eine kleine Kate, mit Stroh gedeckt,
Drei schwanke Pappeln davor,
Ein nickender Dornbusch, duftend und rot
Über dem Gartentor.*

*Die weiten Felder lichtübergläntzt,
Eben, so weit man schaut,
Darüber der Himmel wolkenlos
In seliger Tiefe gebaut.*

*Und ringsum Freude und Schaffenslust
Und klingender Sensenschlag ...
Das ist in meiner Heimat am Meer
Ein leuchtender Sommertag.*

Wilhelm Lobsien

Südschleswigsche Heimat

Die Frage nach der Heimat ist eine der wichtigsten Fragen des menschlichen Lebens; man begegnet ihr auf allen seinen Gebieten. Man spricht von der geographischen Heimat, von der geistigen Heimat, der religiösen usw. Heimat ist also ein umfassender und weiter Begriff. Doch wollen wir uns hier nicht mit Begriffsbestimmungen befassen, die nur wenig menschlichen Wert haben, sondern vielmehr die Umwelt zu deuten versuchen, in der wir stecken, die uns täglich auf den Leib rückt, in deren Netz und Gewebe wir eingesponnen sind, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, ob wir die Fäden zu zerreißen suchen oder uns als das begreifen, was wir sind, ein Teil des Gewebes. Ein Stück dieses Gewebes, in das wir eingesponnen sind, ist unsere Heimat; nicht als Begriff aufgefaßt, sondern als eine an die Landschaft und deren Menschen gebundene Wirklichkeit, die bestimmend in unser Leben eingreift. –

*

Doch wollen wir hier zunächst einen Seitensprung in Form eines kleinen Gedankenexperimentes wagen. Nehmen wir an, daß wir eine Gallup-Befragung durchführen, in der die Frage gestellt wird: Welche Bedeutung hat die Heimat für Sie? Wir müssen dann sicher mit einer verwirrenden Vielzahl der verschiedensten Antworten rechnen. Um Ordnung und Übersicht zu schaffen, fangen wir dann an, die Antworten nach ihrem Gehalt zu analysieren. Wahrscheinlich können wir sie schließlich, der berühmten Existenzanalyse Sören Kierkegaards folgend, auf zwei Hauptnenner bringen, zwei verschiedene Anschauungen.

Da ist zunächst der „ästhetische“ Gesichtspunkt, der etwa folgendermaßen ausgedrückt werden könnte: Die Heimat gibt mir Freude an der bunten Mannigfaltigkeit der Welt. Es gibt so viele verschiedene Landschaften und Bevölkerungen, und keine gleicht der anderen. Überall kann man spüren, wie das Leben sich in reicher Nuancierung entfaltet, einen unendlichen Reichtum an Formen hervorbringt. Überall kann man etwas Neues und Schönes finden - eine bunte und unterhaltsame Welt!

„Bunt und unterhaltsam“, das sind die Schlüsselworte dieser Einstellung. Flüchtig und vergänglich, denn einmal ist das Neue nichts Neues mehr, sondern nur eine Variation des Gleichen und ewig Gleichen, und einmal ist das Schönste nichts anderes mehr als neuer Überdruß. Doch wollen wir nicht zu schnell unser Urteil fällen, denn niemals wird diese Auffassung Anlaß dazu geben, die Besonderheit einer Heimat, ihr heimisches und trauliches Gepräge und ihren ungefügen

Eigensinn zu unterdrücken. Niemals wird sie dazu beitragen, die Verschiedenheiten in eine uniforme und gut funktionierende Ordnung zu pressen, und niemals wird sie versuchen, das in der Heimat sich regende Leben einer Idee, einem Ideal zu unterwerfen.

Der andere Gesichtspunkt ist der „ethische“: In der Heimat sehe ich einen Wert im Leben, dem ich mich verpflichtet fühle und dem ich Treue schuldig bin. Wie hoch man diesen Wert einschätzt, kann man dadurch beweisen, daß man unbeirrt durch persönliche Verhältnisse, unerschüttert von gegenteiligen Meinungen und äußerem Geschehen an ihm festhält und allen anderen Rücksichten überordnet. Nun, jeder wird den Hauch von männlichem Ethos, von Kraft und dramatischer Größe spüren, den dieser ethische Gesichtspunkt an sich hat. Lassen wir uns aber ebensowenig wie beim ästhetischen Gesichtspunkt hier zu vorschnellen Urteilen hinreißen. Wie nahe liegt doch die ungeheuerliche Gefahr, daß man sich nur seinem eigenen, einseitigen Bild von der Heimat verpflichtet fühlt, der Heimat, wie man wähnt und wünscht, daß sie sein möge. Und Treue zu diesem einseitigen Bild kann zur Vergewaltigung der *wirklichen* Heimat führen, weil sie oft die Verpflichtung in sich birgt, alles, was nicht in das einseitige Heimatbild hineinpaßt und ihm widerstrebt, niederzuzwingen und auszumerzen. –

Verlassen wir nun unser kleines Gedankenexperiment, das uns zwei verschiedene Antworten auf die Frage nach der Heimat gebracht hat. Keine dieser Antworten genügt jedoch, um das auszudrücken, was die Heimat ist. Beide sind sie zu sehr vom Menschen, von der einzelnen Persönlichkeit her bestimmt, von ihrem Sinn für Schönheit und ihrer Fähigkeit, sich verpflichtende Werte zu erstellen. Das Dasein aber ist unendlich viel größer und tiefer als Sinn und Vermögen des Menschen – auch das Stück des uns umspinnenden Daseins, das wir Heimat nennen.

Mit dieser Betrachtung sind wir nun am Ansatzpunkt für unsere weiteren Überlegungen angelangt, bei der neuen Lage und dem für viele unverständlichen Geschehen in unserer südschleswigschen Heimat, wie es nach Kriegsende so deutlich hervorgetreten ist. Hier muß der Ausgangspunkt für unser Deuten liegen. Gerade in diesem Zeitraum ist es uns nämlich ungeheuer deutlich vor Augen geführt worden, ja, wir haben es sozusagen am eigenen Leib verspürt, wie klein und machtlos der Mensch dem Geschick gegenüberstand. Da war alles Gefühl für schöne und reiche Vielfältigkeit zerstoßen, da waren die erhabenen und ewig erscheinenden Werte zerbrochen, und hilflos war der Mensch den übermächtigen Kräften ausgeliefert.

Aber auch gerade in dieser Leere, die wie ein Meer war, in dem man zu versinken schien, tauchte ein fester Halt und Boden auf – die Heimat.

Tausendfach ist es in diesem Zeitraum erlebt worden, daß mitten im Umsturz die Heimat etwas Festes war, worauf man zurückfallen konnte und woran man sich wieder aufrichten konnte – ganz gleich, ob man dann den Blick nach Norden oder

Süden richtete.

Diese beiden Erkenntnisse, von der Kleinheit und Zerbrechlichkeit der vom Menschen errichteten Werte und von der Größe und Tiefe des heimatlichen Krafffeldes, in das der Mensch eingebettet ist, bilden die Grundlagen eines neuen und, wie mir scheint, tieferen und wahrhaftigeren Bildes von der Heimat.

Lassen wir uns nicht von der äußeren Stabilisierung unseres Lebens, die doch zum großen Teil nur eine hohle Restauration ist, darüber hinwegtäuschen, daß die Fragen, die in jener ungewöhnlich bewegten Zeit aufbrachen, auch heute noch beantwortet werden müssen. Diese Lebensfragen sind uns immer gestellt, wenn auch nicht immer mit der gleichen brutalen Deutlichkeit.

*

Was Heimat ist, und insbesondere was unsere südschleswigsche Heimat ist, das können wir also nur im Zusammenhang mit einer neuen Lebensschau begreifen.

Diese neue Lebensschau hat sich einmal im Denken der letzten 20 bis 30 Jahre durchgesetzt und ist zum anderen durch die furchtbaren geschichtlichen Ereignisse dieses Zeitabschnitts tief in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen. Der Mensch ist nicht mehr Beherrscher und Formgeber einer ihm unterworfenen Umwelt, sondern nimmt nun einen mehr bescheidenen Platz ein innerhalb einer Lebensordnung, die letzten Endes von ihm unabhängig ist und ihn mit umschließt. Der Mensch ist vom Gewebe des ihn umschließenden Daseins „gehabt“ und „bestimmt“. *Gehabtsein* und *Bestimmtsein* – zwei Schlüsselworte unserer Lebensschau.

Das ist nicht nur allgemein und unverpflichtend dahingesagt, sondern kann an praktischen Beispielen bis in die kleinsten Einzelheiten aufgezeigt werden. Uns beschäftigt hier die Heimat, diese Landschaft mit ihren Menschen und ihrem menschlichen Spannungsfeld, die als handgreifliche Wirklichkeit entscheidend in unser Leben eingreift, es bedingt und formt. Diesen durchdringenden Einfluß können wir vielleicht auf folgende Weise kurz skizzieren:

Die Heimat ist der *Ursprung* des Lebens, der Ort, an dem ich geboren bin, von dem aus die Welt sich eröffnet, von dem her die Perspektiven des Lebens sich für uns entfalten und die Verbindungen mit der Welt dort draußen geknüpft werden. Und in der Heimat finden wir den *Zusammenhang* unseres Lebens. Hier ist es Glied in der langen Kette der Generationen – und wenn der Blick an dieser Kette entlangtastet, dann fühlt man, wie tief die Wurzeln in der Heimat verankert sind, dann wird die Geschichte lebendig und verliert die Gegenwart ihr zufälliges Gepräge und wird Notwendigkeit. Und Heimat und Heim haben unserem Leben und Bewußtsein *Inhalt und Fülle* geschenkt; denn hier haben die jungen Augen Bild um Bild getrunken und der junge Sinn Wort um Wort und Gedanken um Gedanken in sich gesogen, bis es zum Reifen genug war. Und schließlich hat die Heimat zur Fülle auch *die Form* hinzugefügt. Ihre Melodie und ihr Lebensrythmus,

ihre Lebensart und Denkweise haben unauslöschlich unserem Leben ihren Stempel aufgedrückt.

Schon diese kurzen Andeutungen werden erkennen lassen, wie total und umfassend die Heimat als Teil des Daseins Leben und Denken des Menschen prägt, ja, sozusagen sein Leben gefangen hält. Wagen wir eine etwas überspitzte Formulierung: *Nicht der Mensch hat eine Heimat, sondern die Heimat hat den Menschen.*

Die Heimat ist eine ganze Welt, die uns umgibt, unsere Welt – und doch nicht *die* Welt. Trotz allem ist sie eng. Dafür ist sie aber zum Bersten voll von konkretem Leben und Lebensregungen und strotzt geradezu von handgreiflicher Fülle. Diese handgreifliche Fülle, eingeklemmt im engen Raum, drängt nach Weite und Offenheit, nach freier Entfaltung und Befruchtung. Und Weite und Befruchtung findet das heimatliche Leben im Volk. Volk ist nämlich im Grunde nichts anderes als eine Spannung und Harmonie zwischen den verschiedenen heimatlichen Landschaften, die sich auf Grund dieser Spannung unter gegenseitiger Befruchtung in gemeinsamer Sprache, Kultur und Politik Ausdruck verschaffen können. Volk ist keine in sich selbst ruhende, homogene Substanz – wo gibt es *das* Deutsche oder *den* Deutschen, wo findet man *den* dänischen Menschen oder *das* dänische Wesen? – sondern *Volk besteht nur in den Lebensäußerungen einer Gemeinschaft*, z. B. von Bayern, Württembergern, Sachsen usw., die je auf ihre besondere Weise – deutsch sind. Übrigens hat man mit der Unterscheidung zwischen „Hoch“- und „Nieder“-Kultur sich dieser Frage zu nähern versucht, dabei aber den großen Fehler begangen, diese beiden Kulturformen als selbständige Größen einander gegenüberzustellen, ohne auf ihren lebendigen Zusammenhang zu achten. Hochkultur kann sich nur entwickeln und auf die Dauer nur bestehen als fruchtbare Begegnung verschiedener landschaftlicher Kulturen.

Damit haben wir den Lebenskreis der Heimat zum Volk hin geöffnet, und wir können ihn noch mehr erweitern zur Völkergemeinschaft, z. B. der europäischen, die ihrerseits auch nur in der lebendigen Spannung und Wechselwirkung zwischen den europäischen Völkern und ihren Kulturen besteht, ja, schließlich können wir auf diesem Wege ganz bis zur Gemeinschaft aller Volkskreise Vordringen, der Menschheit.

Ebenso müssen wir aber nun auch umgekehrt die Vorstellung von der Heimat als einer homogenen Substanz auflösen. Ebenso wenig wie *den* Deutschen oder *den* Dänen gibt es *den* Schleswiger oder *das* Schleswigertum. Schleswiger ist man immer nur als Angeliter oder Friese, als Flensburger oder Rendsburger, und „das Schleswigsche“ existiert nur als das gemeinsame Zusammenspiel dieser Gruppen, die dann aber wiederum aufgelöst werden müssen bis schließlich auf die Familie und ihre Mitglieder.

Halten wir also fest: *Der Mensch ist keineswegs scharf unterschiedenen*

Autoritäten unterstellt, die, als Werte, Gebilde, Instanzen mit einer metaphysischen Glorie umgeben, unbedingte Treue fordern. In der Praxis erhält dann einer dieser Werte, meist Nation und Vaterland, die entscheidende Bedeutung, was doch nicht immer verhindern kann, daß der Mensch in einen tragischen Konflikt zwischen zwei dieser Instanzen gerät z. B. Familie und Vaterland. Nein, *der Mensch ist vielmehr in einen ganzen Lebenszusammenhang eingebettet, der sich frei erweitert und einengt von der kleinsten menschlichen Gemeinschaft bis zur allumfassenden Menschheit*, wobei es grundsätzlich keine Gegensätze und Konflikte innerhalb dieses Zusammenhanges gibt.

Hiermit sind wir nun bei der Lebensdeutung, Lebensschau angelangt, die wir in Dänemark „folkelig“ nennen, und man wird nun verstehen, wieso diese „Folkelighed“ national bestimmt sein kann, ohne ihr universalistisches und ihr heimisches Gepräge zu verlieren, und wieso sie übernational, „mellemfolkelig“ (zwischenvolklich), europäisch sein kann und doch national und landschaftlich zugleich. – Es ist in der Sache selbst begründet, daß wir hier nur ganz abstrakt sozusagen einen Aufriß der formalen Struktur in diesem Lebenszusammenhang zu zeichnen versuchen können. Hoffentlich wird man jedoch durch diese Zeilen hindurch die uns umgebende und beschäftigende Wirklichkeit, unsere südschleswigsche Heimat, spüren können.

Und damit sind wir zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt, zu dem scheinbar so unmotivierten und unerklärlichen Durchbruch des Heimatgedankens in Südschleswig seit Kriegsende, ein Durchbruch, der sich hüben wie drüben manifestiert hat, bei den deutschen Schleswigern nicht weniger als bei den dänischen. Auf Grund unserer Überlegungen wird man nun verstehen, wie der Sturz eines künstlichen und unnatürlichen Babelturms von Werten und Ideologie dazu führen mußte, daß die Menschen wieder in den natürlichen, den heimatlich-volklichen Lebenszusammenhang hineingeworfen wurden, der dann – jedenfalls in Südschleswig – unversehrt genug war, um die Menschen auffangen, einfangen und aufrichten zu können – ganz gleich, ob das dann Orientierung zum Norden oder zum Süden hin bedeutete.

Warum hat aber gerade die Heimat so große Bedeutung erlangt, wenn sie doch nur *ein* Glied eines kontinuierlichen, allumfassenden Lebenszusammenhanges ist? Grundsätzlich hätte natürlich jede Stufe dieselbe Bedeutung erlangen können – und tat es auch zum Teil. Aber von Völkergemeinschaft konnte nach diesem totalen Krieg kaum die Rede sein, die Volksgemeinschaft war ganz und gar mißbraucht und kompromittiert, und die Familie allein war für die meisten doch ein zu begrenzter Lebensraum.

Es ist darum natürlich, daß die Heimat entscheidende Bedeutung gewann. Das ist nur gut und sollte gefördert werden. Denn ein Denken und Wollen, von der Heimat aus orientiert, verleitet nicht so leicht dazu, die Macht zum leitenden Gesichtspunkt

der Politik zu erheben. Und die abstrakten ideologischen Parolen wollen auf dem Heimatboden nicht recht gedeihen, denn hier sind die Verhältnisse noch zu übersehen, und hier würde die konsequente Verwirklichung der Parolen bedeuten, daß man morgen seinen Nachbarn, der ganz anderer Meinung ist, unter sein System *zwingen* müßte – und davor schreckt man im allgemeinen doch zurück. Einige sehr bedauerliche Ausnahmen können diese Wahrheit nicht erschüttern.

*

Abschließend stehen wir nun vor der Aufgabe, aus diesen Überlegungen die Nutzenanwendung für unsere Situation in Südschleswig zu ziehen, sozusagen zur „Moral von der Geschichte“ zu kommen.

Zu diesem Zweck müssen wir zunächst feststellen, daß Südschleswig nicht nur Heimat ist, wie man sie im allgemeinen schildern kann, sondern darüber hinaus noch eine eigene Note hat, die Anlaß zu tiefgreifender Problematik gibt.

Der südschleswigsche „Heimatboden“ hat sich nämlich nicht auf normale Weise im Zusammenspiel mit *einer* Volkskultur entwickelt, innerhalb des Spannungsfeldes *eines* Volkes, sondern ist vielmehr gewachsen und geworden unter dem Einfluß und unter der Befruchtung *zweier* Volkskreise, des deutschen und des dänischen. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu streiten, von wo der meiste Einfluß ausgegangen ist und welche Kulturkraft am tiefsten und nachhaltigsten gewirkt hat. Diese Dinge kann man mit so vielen Maßstäben messen. Für uns ist es nur wichtig, klar und deutlich herauszustellen, daß dieser doppelte Faktor beim geschichtlichen Wachsen der schleswigschen Heimat eine entsprechende Doppeltheit in der heutigen Struktur unserer Heimat mit sich geführt hat.

Für diese Doppeltheit hat man das Wort von der „Zweistromigkeit“ in Schleswig geprägt. Das bedeutet einmal, daß ein Schleswiger zur einen Seite hingezogen werden kann, während der andere, selbst sein nächster Nachbar, zur anderen Seite hinstrebt. Das bedeutet aber auch und nicht zuletzt, daß es den einzelnen Schleswiger nach beiden Seiten hinziehen kann, daß er lange hin- und herschwanken kann, bis er endlich – manchmal nie – in dem einen Volkstum sein Zuhause findet.

Für denjenigen, der sich in seinem Denken und Urteilen einseitig nationalpolitischen Thesen verschrieben hat, ist diese nationale Labilität im schleswigschen Raum natürlich ein Ärgernis, ja ein unmöglicher Zustand, den man wegleugnen möchte und so schnell wie möglich zu unterdrücken und beseitigen sucht. Von unserer volklichen Deutung aus dagegen müssen wir klar und deutlich aussprechen, daß diese nationale Labilität eine natürliche und legitime Konsequenz der eigentümlichen Struktur unseres Grenzlandes ist, und daß deshalb weder Grund noch Anlaß vorliegt, diese Beweglichkeit zu unterdrücken. Erst nach dieser Feststellung werden wir dann den Wunsch aussprechen, daß die weitere Entwicklung eine nationale Festigung befördern möge, aber unter keinen

Umständen erzwungen und nicht als Versteinerung der nationalen Fronten. Wir halten es für das Gesündeste, daß der Mensch in seiner Heimat sich ohne innere Zerrissenheit in *einem* der beiden Volkskreise entfalten kann, ohne dabei die Offenheit und die Empfänglichkeit für Impulse aus dem anderen Kreise zu verlieren.

Wir glauben nicht, daß die schleswigsche Heimat einen Volkskreis ersetzen kann, so daß es wünschenswert erscheinen könnte, der Entscheidung zwischen Deutschtum und Dänentum durch die Proklamierung eines selbständigen Schleswigertums auszuweichen. Der natürliche volkliche Lebenszusammenhang bricht dann an einer willkürlichen und unnatürlichen Stelle ab, so daß eine freie und offene Entwicklung des Menschlichen durch diese Einengung gefährdet ist. Über dieser grundsätzlichen Stellungnahme dürfen wir dann aber nicht vergessen, daß Schleswig im Zusammenhang mit seiner oben geschilderten volklichen Struktur Züge aufweist, die über das Heimatliche hinausgehen, und daß es deshalb eine naheliegende Versuchung ist, das Schleswigertum zur Nationalität zu erheben. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß deutsche und dänische Südschleswiger als Schleswiger etwas gemeinsam haben, was weder der eine noch der andere mit seinem Volk gemein hat. Man hat daher auch die Frage gestellt, ob der Schleswiger nicht versuchen sollte, mit dem einen Bein im deutschen und mit dem anderen im dänischen Volkstum zu stehen, von jeder Seite das Beste an sich zu ziehen, um es schließlich in einer Synthese zu vereinen. Von unseren volklichen Gesichtspunkten her gesehen muß das eine ungesunde Entwicklung sein. Der Mensch kann sich nicht voll und ganz entfalten, wenn er seine Entfaltung auf zwei Spannungskreise verteilen soll. Das wird in der Regel zu einem geteilten und zerrissenen Sinn führen, besonders in stark bewegten Zeiten. Wir müssen also daran festhalten, daß die gesunde und deshalb auch wünschenswerte Ordnung die ist, daß der Mensch durch die Heimat hindurch sich *einem* Volk öffnet – bei aller Aufgeschlossenheit dem andern gegenüber. Damit erhebt sich aber bei uns in Südschleswig gleich die Frage: welchem Volk? Es sind ja zwei Volkstümer in der gleichen Heimat vertreten. Wer erst einmal den lebendigen, ich möchte beinahe sagen vegetativen Charakter des Verhältnisses zwischen Mensch, Heimat und Volk erkannt hat, und wer erst einmal sich klar vor Augen geführt hat, wie fein nuanciert und ungeheuer vielschichtig die Anteile und Einflüsse der verschiedenen Volkstümer am Wesen der schleswigschen Heimat sind, der wird ohne Zögern antworten: Es gibt nur eine einzige Antwort auf diese Frage, nämlich die freie Entscheidung des einzelnen. Er wird es grundsätzlich ablehnen, äußere Gründe und Kriterien geltend zu machen.

Das erste Grundgesetz unserer Heimat muß daher lauten: *die freie Entscheidung des einzelnen für sein Volkstum muß vorbehaltlos respektiert werden.* Aber nicht nur äußerlich respektiert, sondern auch innerlich anerkannt. Solange man vom

deutschen Schleswiger behauptet, daß er seine 1000jährige Vergangenheit verleugnet und deshalb zu seinem dänischen Kern zurückgeführt werden muß, während man andererseits den dänischen Südschleswiger als einen Deutschen betrachtet, der seine wahre Volkszugehörigkeit ableugnet und dem deshalb „ins Gewissen geredet“ werden muß, solange wird die Unduldsamkeit immer wieder neue Schleichwege finden, obwohl sie offiziell für tot erklärt worden ist.

Damit sind wir dann zu der für unsere Heimat fundamentalen Tatsache vorgestoßen, daß zwei verschiedene volkliche Spannungskreise zugleich an der Entfaltung unseres heimatlichen Lebens teilhaben. (Der Übersichtlichkeit halber sehen wir hier wie im ganzen Artikel vom nordfriesischen Volkstum ab, das entsprechend mit in das Bild gehört, soweit es sich sowohl dem deutschen als auch dem dänischen Volkstum gegenüber behaupten will.) Das muß notwendigerweise zu Konflikten und Reibungen führen, und wir wollen uns auch nicht besser machen als wir sind: oft wünscht der eine den anderen zumindest auf einen fernen Kontinent, um dann allein ungestört und unbeeinträchtigt sein volkliches Leben führen zu können. Aber das Wünschen allein nützt nichts, und jeder Anwendung von Gewalt treten *alle* volklichen Kräfte, hüben wie drüben, entschlossen entgegen.

Ganz nüchtern betrachtet ist unsere Situation die, daß zwei verschiedene Volkstümer, ob sie es wollen oder nicht, *gezwungen* sind, auf dem gleichen Boden nebeneinander zu leben. Alle Völker müssen nebeneinander leben, aber bei uns sind sie auf dem gemeinsamen Heimatboden so ineinander verschachtelt und verästelt, daß man sich einfach nicht den Rücken kehren und voneinander isolieren kann. Die Lage gleicht vielmehr der innerhalb einer Familie, entweder reibt man sich gegenseitig auf zum Schaden aller, oder aber man lebt in einer wahren Familiengemeinschaft zu aller Nutzen. Hier, wie in fast jeder Situation, kommt es darauf an, ob man die sich aus der Situation ergebenden negativen oder positiven Möglichkeiten wählt.

Die positive Möglichkeit in unserer Heimat besteht darin, daß zwei verschiedene Volkskreise auf dem gemeinsamen Boden zu einer offenen Begegnung geführt werden können. Wenn man wie in der Ehegemeinschaft dem anderen *vorbehaltlos und rückhaltlos* entgegenkommt, besteht die Möglichkeit für eine fruchtbare Begegnung, bei der *jeder* bereichert wird und notabene, ohne als Individualität unterzugehen oder zu verlieren. Wir haben es in der Hand, ein Musterbeispiel europäischer Entwicklung zu werden!

Eine unumgängliche Bedingung für diese *Partnerschaft* ist es aber, daß beide Partner radikal und vollständig gleichberechtigt sind. Jede Diskriminierung des einen Teils, es sei politisch, kulturell, juridisch oder moralisch, zerstört die Möglichkeit für eine echte Partnerschaft. Das zweite Grundgesetz unserer Heimat, neben dem ersten von der freien Entscheidung des einzelnen, muß daher lauten:

Die vollkommene politische, juristische, kulturelle, ökonomische und moralische Gleichberechtigung und tatsächliche Gleichstellung aller Nationalitäten muß durchgeführt werden.

*

In unserer schleswigschen Heimat sind die menschlichen Spannungen verdichtet Vorhanden. Das ist an sich weder Gewinn noch Schaden, birgt aber in sich die Möglichkeit für extreme Entwicklungen. Alle haben wir die Wahl, entweder im Sumpf des Nationalismus zu versinken oder eine vorbildlich europäische Entwicklung einzuleiten – und alle sind wir in gleichem Maße verantwortlich dafür!

Dänischer Nordschleswiger

Das politische und nationale Ringen in Schleswig hat niemals zu einer besonderen Staatsbildung geführt. Wie man wissen dürfte, wurde in Dänemark die seinerzeit erhobene Forderung nach einem selbständigen Schleswig-Holstein wenn auch nicht als eine Fiktion, so doch als eine Unbilligkeit betrachtet. Es hat sich denn auch gezeigt, daß die historische Entwicklung die verbrieftete Unteilbarkeit der beiden Herzogtümer nicht respektiert hat. Sowohl Schleswig als auch Holstein sind bekanntlich im Laufe der Zeit verschiedene Male geteilt worden, und als die Frage endlich in *nationaler* Hinsicht aktuell wurde, ergab sich – eine preußische Eroberung. Der Schleswig-Holsteinismus hat sich also nicht als staatsbildend erwiesen. Es endete dann auch damals damit, daß Bismarck kurzen Prozeß mit dem Versuch einer solchen feudalen Neubildung machte.

Eine staatsregulierende Ordnung nach dem Nationalitätenprinzip wurde erst zustandegebracht durch die Volksabstimmung 1920. Und bei der Gelegenheit deckte sich die Grenzziehung ziemlich genau mit der Sprachgrenze. Zu jenem Zeitpunkt stimmten also Gesinnungsgrenze und Sprachgrenze einigermmaßen überein – natürlich abgesehen von den beiden nationalen Minderheiten, die beiderseits der Grenze verblieben.

Wir haben es also in Nordschleswig mit einer *kompakten dänischen Gesinnungsmehrheit* zu tun. Dazu kommt aber, daß wir auch hier, ebenso wie südlich der Grenze und an anderen Grenzen, ein „schwebendes Volkstum“ haben, eine Randschicht der Bevölkerung, die leicht von der einen nach der anderen Seite schwingt.

Die Verhältnisse sind hier jedoch niemals so bunt gewesen, wie es in den dreißiger Jahren in der tschechoslowakischen Stadt Preßburg der Fall war. Dem „Fränkischen Kurier“ zufolge fanden sich damals Slowaken, die sich als große Nationalisten gaben und beim Heurigen plötzlich Ungarn wurden. Deutsche, die sich als Preßburger Staatsbürger fühlten und ungarisch wählten, Ungarn, die auf ihre Befreiung warteten und für Benesch stimmten. Es gab Protestanten, die tschechische Parteien wählten, weil die Katholiken Autonomisten waren, und es gab Juden, die abwechselnd deutsch und ungarisch sprachen.

Bei uns im Schleswigschen hat man wohl davon gehört, daß Leute von der dänischen nach der deutschen Seite gegangen sind und umgekehrt. Einige sind später zurückgekehrt, aber es gibt auch einige, die einen festen Stand in der anderen Nationalität gefunden haben. Es kann eine tragische Entwicklung für sie

persönlich gewesen sein. Es hat aber auch Beispiele gegeben, daß solche Menschen unter kultureller Beeinflussung oder auch infolge eines entstandenen Gegensatzverhältnisses starke Gegner derjenigen Nationalität geworden sind, der sie früher angehörten oder die sie vielleicht als Ausgangspunkt hatten.

Es gibt keinen Grund, ein Hehl daraus zu machen, daß ein derartiger Gesinnungswechsel auch auf wirtschaftliche Konjunkturen zurückzuführen sein kann. Dies war in den 1840er Jahren, also vor über einem Jahrhundert der Fall, als südschleswigsche Bauern und ein Teil ihrer Standesgenossen in Nordschleswig Schleswig-Holsteiner wurden. So etwas geschieht auch heute. Ohne mich in die Frage zu vertiefen, welchen Wert ein solcher Gesinnungswechsel besitzt, möchte ich doch gleich darauf aufmerksam machen, daß er als gültig anerkannt wird. Dänisch ist, wer will, und deutsch ist, wer will.

*

Der Gedanke berührt einen eigentümlich, daß sowohl der Schleswig-Holsteinismus als auch die dänische Bewegung aus dem dänisch-deutschen Gesamtstaat hervorgegangen sind, wenn man von der Zeit vor 1767 absieht, in der die Herzogtümer zwischen dem König und dem Herzog geteilt waren. Bevor die beiden nationalen Bewegungen aneinandergerieten, waren die Bewohner in beiden Herzogtümern königstreue Patrioten. Und wenn man die zugemauerte Grabkapelle Caspar von Salderns in der Bordesholmer Kirche öffnet, dann wird man auf seinem Sarkophag eine – zwar überschwengliche – Inschrift mit folgenden Zeilen über *den* Mann lesen können, der den holsteinischen Gebietsaustausch mit Dänemark vollbrachte:

*„Wohltun war seine Lust, rastlose Tätigkeit
Erwarb ihm Fürstengunst. Durch ihn zu Nordens Glück
Gab Rußland Cimbrien an Dänemark zurück.“*

So dachte man damals, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Behauptung wage, daß man in dieser Zeit wahrscheinlich in Holstein patriotischer war als in Schleswig.

Als die Volkstümer sich aber schieden, wurde es von Bedeutung für die Gesinnung des einzelnen Dänen in Nordschleswig, daß man dort in erster Linie für das *Recht der Sprache* kämpfte – und diesen Kampf setzte man nach 1864 ganz bis 1920 fort. So hat die dänische Gesinnung – ich möchte in diesem Zusammenhang mich des nordischen Wortes „Sind“ bedienen –, so hat der dänische „Sind“ sich entwickelt. Dieses gilt sowohl für den einzelnen als auch für die große Mehrheit der dänischen Bevölkerung in Nordschleswig.

Wenn wir aber von „Sind“ und auch von Gesinnung, was zwar etwas anderes ist, sprechen, berühren wir ein irrationales Problem. So paradox es auch klingen mag, handelt es sich um eine irrationale Wirklichkeit, etwas, mit dem man also rechnen muß. Ich habe mal mit einem Psychiater über diese eigentümlichen Verhältnisse

gesprochen, und er sagte bei der Gelegenheit, daß Volkstum nicht nur ein biologisches, also ein organisches Erbe sei, sondern es besäße seinen Ursprung auch aus Tradition, Gewohnheit und Volksart. Was Nordschleswig anbeträfe, meinte er, daß dort während des nationalen Kampfes von Generationen ein „nationales Unterbewußtsein“ entstanden sei, das auch selbstbewußte, eigensinnige und rechthaberische Typen hervorgebracht habe.

Er behauptete des weiteren, daß ebenso wie das einzelne Individuum von Konstitution und Milieu geprägt sei, so habe das Volkstum auch eine biologische Grundlage und eine Kultur-Grundlage. Ob dann das Biologische oder das Kulturelle das dauerhaftere und von größerer ausschlaggebender Bedeutung wird, hängt von der seelischen Gesundheit und dem Gehalt der Kultur ab, worin es verwurzelt ist.

Ich werde hier völlig davon absehen, eine nationale Prüfung dieses Verhältnisses, angewandt auf Dänisch und Deutsch, vorzunehmen. Ich will diese rein sachliche Analyse für sich selbst sprechen lassen. Nationale Wertungen sind nämlich selten gerecht, sondern einseitig.

Dagegen möchte ich gerne ein paar Worte über das Naturgegebene sagen, und ich möchte in diesem Zusammenhang gern ein Wort anführen aus einer Rede, die Grundtvig 1848 vor seinen Wählern hielt. Ich habe es gewählt, weil ich als dänischer Schleswiger meine dänische Gesinnung oder meinen dänischen „Sind“ in ähnlicher Weise gedeutet habe.

Grundtvig sprach in jener Rede über die Liebe zu Dänemark, „so, wie es uns vor Augen steht, umgeben vom blauen Meer; die Liebe, wie sie uns in unserem eigenen Herzen und in der herrlichen, tiefen Stimme der Muttersprache begegnet“. Dieses ist eine schlichte Deutung, leicht faßbar, und so erfuhren viele dänische Schleswiger von der Bedeutung der Vaterlandsliebe, wenn auch manche von ihnen kaum das eigentliche dänische Mutterland zu sehen bekamen, sondern sich mit ihrer eigenen Heimat begnügen mußten ... Man kann sagen, daß dies eine Deutung ist, die in der Nähe des patriotischen Gefühls liegt.

Wenn es auch merkwürdig klingt, möchte ich die Behauptung wagen, daß sogar in der deutschen Minderheit bei uns ein Rest von jenem Gesamtstaats-Patriotismus vorhanden ist. Daß er vor der Auseinandersetzung im Jahre 1848 noch lebte, davon zeugt eine Tagebucheintragung, die der Dichter des Deutschlandliedes, Hoffmann von Fallersleben, am 25. August 1845 nach einer Zusammenkunft mit einem prominenten Mann in der Stadt Schleswig niederschrieb. „Es wurde“, so schrieb er, „ein niederdrückendes Beisammensein. Diese Schleswiger haben ja fast nichts anderes mit uns gemein als unsere Sprache! Das Dänentum steckt sehr tief in ihnen und tritt bei jeder Gelegenheit hervor.“

Nach 1864 wurde Schleswig verständlicherweise ein nationaler Schwerpunkt für

Dänemark. Dieser Umstand bekam wiederum rückwirkende Bedeutung für das Dänentum in Nordschleswig. A. D. Jørgensen hat es folgendermaßen ausgedrückt, daß dieses Schleswig, welches sowohl Front als auch Brücke zu dem großen Volksmeer im Süden und bald empfangend, bald abwehrend gewesen sei, dadurch zu einem „selbständigen Organ unserer Nationalität“ wurde. Und Prof. Vilh. Andersen hat viele Jahre später dasselbe gesagt. „Von den Schleswigern sollen wir nationale Selbständigkeit lernen.“

Gleichzeitig machte er übrigens darauf aufmerksam, daß, wenn die dänische Sprache so schnell in den alten ostdänischen Landen, nachdem sie schwedisch geworden waren, verschwunden sei, dann käme es daher, daß unsere Sprache damals ohne Geist gewesen sei, „eine saitenlose Harfe, deren Orgel kein Kingo gespielt habe und dessen angeborenes Gemüt kein Holberg gewürzt habe“. (Vilh. Andersen hätte übrigens auch die innige Gesangdichtung Hans Adolph Brorsons erwähnen können). Er fährt aber fort: „Seitdem ist unsere empfindsame Muttersprache von allen unseren Erlebnissen geprägt worden und hat allen Melodien unserer gemütvollen Seele Ausdruck gegeben. Sie klingt in uns wie eine Harfe, die wir nicht hören, weil wir sie immer hören.“

Der dänische Geist, von dem Vilh. Andersen hier spricht, hat auch die dänischen Schleswiger geprägt und prägt sie noch immer, und so sind sie von den Volkshochschulen und durch die Literatur geprägt worden.

Natur und Geist haben das Dänentum geformt, das sich in dem früheren Herzogtum Schleswig entwickelte. Hiervon gibt Vilh. Andersen ein treffendes Beispiel in einer Reiseschilderung aus Nordschleswig vom Jahre 1912. Er gab, so schreibt er, nachdem er der Gast eines Bauern in Hoptrup gewesen war, seiner großen Dankbarkeit gegenüber den Schleswigern Ausdruck, weil sie dem Dänischen treu seien. Und die Antwort, die der Bauer ihm gab, lautete: „Hierfür braucht man uns nicht zu danken, es ergibt sich von selbst aus der Natur, die in uns ist.“

Es ist, als ob Vilh. Andersen ein bißchen über diese Antwort stutzig wird. Er fügt jedenfalls hinzu, daß er es am liebsten gesehen hätte, wenn sein Wirt gesagt hätte „der Geist, der in uns ist“, denn, sagt er: „Der Geist in einem Volk ist dessen Bewußtsein seiner Natur!“ Aber ganz gleich, ob jeder von ihnen etwas besonderes gemeint hat oder ob der Bauer „Sind“ gemeint hat, so ist es doch dasselbe. Denn „Sind“ ist nicht dasselbe wie Gesinnung. Gesinnung liegt mehr an der Oberfläche und kann wechseln. Sie kann das Ergebnis eines einmal eingenommenen Standpunktes sein, auch wenn dieser Standpunkt gegen die Natur und damit also gegen den „Sind“ oder den Geist eingenommen worden ist.

Hiermit ist in Wirklichkeit nur eine dänische Erklärung dessen, was man auf deutsch „Volkstum“ nennt, gegeben worden, und Prof. Carl Petersen, der deutscher Nordschleswiger war, hat es in seiner Art gesagt. „Unter Volkstum“,

schrieb er, „verstehen wir die innerste Kraft, aus welcher ein Volk unbewußt, aber mit der Sicherheit tiefsten Wissens seinen Glauben, sein Denken, Sitte und Gebräuche, Kunst und Wissenschaft schafft.“ – So können Dänen und Deutsche auf ihre Art und Weise jeder dasselbe sagen.

Eine besondere deutsche Auffassung habe ich jedoch in einem Buch gefunden, das „Schwebendes Volkstum im Gesinnungswandel“ heißt und von Robert Beck geschrieben ist. Nachdem er darauf hingewiesen hat, daß das Landsmannsgefühl ein Ergebnis von Familien- und Geschlechterverhältnissen ist, schreibt er: „Ein Staat ohne Macht besitzt keinen Gesinnungsanreiz, er trägt aber wesentlich zur Gesinnungsverkümmernis bei ... Die Macht wird in der Repräsentation als Leistung erlebt. Sie läßt zum Gesinnungserfolg ein und fordert zum gesinnungsmäßigen Handeln an den Aufgaben für die Gemeinschaft auf. Sie verleiht der Gesinnung ein Sicherheitsgefühl, das in die Zukunft hineinreicht, damit fundiert sie in der Gesinnung ein Zukunftsbewußtsein.“

Dies ist eine ausgesprochen deutsche Deutung des Gesinnungswechsels, die zu billigen einem dänischen Nordschleswiger schwerfallen wird. Demgegenüber wollen wir die Natur, den „Sind“, den Geist und das gesunde Wachstum hervorheben. „Das gesunde Wachstum“, hat Redakteur Jens Jessen einmal gesagt, „hat eine weit größere Entwicklungsmöglichkeit, ein weit reicheres Vermögen, Früchte zu tragen, eine weit festere Widerstandskraft als irgendwelche importierte Pflanze, auch wenn sie von einem verwandten Boden kommt“.

Hier ist das *Wachstum* der Einwirkung, der *Macht* gegenübergestellt worden, und ich muß in diesem Zusammenhang an eine Diskussion denken zwischen dem bereits erwähnten Prof. Carl Petersen und dem dänischen Professor Carl Roos, die gerade vom Volksgeist handelte.

Im Gegensatz zu Carl Petersen behauptete Roos, daß der „Volksgeist“ als Hervorbringer historischer und sozialer Verhältnisse in Dänemark nur in sehr begrenztem Umfang von Schriftstellern und Dichtern beeinflußt wird. Darauf schreibt er:

„In Dänemark ist es umgekehrt so, daß eine tausendjährige rein nationale Gemeinschaft eine einzige, alles umfassende Gemeinschaft geschaffen hat, in der alle, ganz gleich, ob sie Politiker oder Dichter sind, sprechen und reden können und die Möglichkeit haben, gehört zu werden. Wie die Korallenklippe aus dem tiefen Schoße des Meeres ist diese dänische Gemeinschaft emporgewachsen, und sie wächst stets dem Lichte entgegen. Der Sturm kann sie umstoßen und die Brandung Blöcke losbrechen, aber keines der Millionen von Wesen, die daran bauen, vermag ihren Charakter zu ändern. Auch in unseren Ohren klingen die Lieder der Dichter wie die Warnungsschreie der Sturmmöwe im Nebel, wie die Klage des singenden Schwanes zum Sternengewölbe, wie das Flöten eines Regenpfeifers während des Fluges nach Süden in der dunklen Nacht. Aber wir

wissen und fühlen es tief, daß die Richtung unseres Wachstums durch den Urgrund gegeben ist, auf dem wir bauen, und daß die starken Hände, die uns aus der Tiefe emporheben, nicht mit Worten gedichtet sind, sondern das Wachstum der Wirklichkeit selbst darstellen.“

Man kann sagen, daß es selbstbewußte Worte sind. Sie werden aber auf angenehme Weise durch die Poesie gedämpft, die sie beflügelt hat. Vielleicht werden auch nicht alle dänischen Schleswiger ihrem Flug folgen können. Es ist ja so, daß der Schleswiger, und das gilt sowohl für den dänischen wie für den deutschen, sich ab und zu kritisch gegenüber dem verhält, das vom Norden und vom Süden kommt, gerade weil er nicht denselben historischen Erlebnishintergrund besitzt, wie man ihn dort hat. Soviel ist noch übriggeblieben von den Stimmungen und Standpunkten, die vor 1864 in der schleswigschen Bevölkerung lebten.

Dies gilt im Verhältnis zu Dänemark, und dies gilt im Verhältnis zu Deutschland. „Man kann ein Schleswiger sein, und man kann ein Holsteiner sein“, schrieb Richard Haupt 1931, „aber es ist töricht, wenn ein Mann sich Schleswig-Holsteiner nennt.“ Darum brauchen unsere heimdeutschen Landsleute sich nicht beleidigt zu fühlen, wenn gesagt wird, daß auch tief in ihrer Natur – oder in ihrem Geist – etwas Dänisches liegt, das auch auf etwas, das deutsch ist, einwirken kann. Ich darf vielleicht daran erinnern, daß Herr Detlef Hansen vor 1914 einmal geschrieben hat, daß das Exakte und Präzise, so, wie es u. a. in dem Unteroffizierskommando vorkommt, nach seiner Auffassung deutschem Wesen angehört. „Nordschleswigsche Bauern“, fährt er fort, „mögen nicht dieselben Lieder singen, die in anderen deutschen Gegenden gesungen werden. Ihr ganzes Dasein ist ein anderes als dort, und so werden sie weiterhin auf der Scholle ihrer Heimat sein“. Lassen Sie mich hier schließen und nur noch darauf hinweisen, daß das Dänentum in Schleswig sich von dem hier erwähnten Ausgangspunkt her entwickelt hat: nämlich von dem Naturgegebenen zu dem Bewußten. Dies geschah gegen starken Widerstand, es ging jedoch vorwärts, und die Gesinnung änderte sich nicht. Im Gegenteil!

Deutsch-dänische Kulturbeziehungen

Die letzten 100 oder 120 Jahre zeugen von einem starken Wechsel in den Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark, sie wurden fast immer durch Schleswig-Holstein positiv oder negativ beeinflußt und von den politischen Ereignissen so stark überschattet, daß die europäischen Zusammenhänge, die engen geistigen Verbindungen zwischen Deutschland und dem Norden und die kulturellen Wechselbeziehungen – die, soweit wir die Geschichte zurückverfolgen können, nicht nur Schleswig-Holstein, sondern ganz Norddeutschland mit Dänemark verbinden – dadurch leicht übersehen und vergessen werden.

Nach dem vorigen Kriege, in den 20er Jahren, wurde ein Anfang gemacht, diesen Dingen nicht allein in der Forschung nachzugehen, sondern auch die Verständigung in der Praxis zu verwirklichen. Ich erinnere an die Nordistentagung in Lübeck im Jahre 1928 oder an die großangelegte Nordisch-Deutsche Woche für Kunst und Wissenschaft in Kiel, die im Juni 1929 stattfand. Die Tagung wurde von einer bedeutenden interskandinavischen Kunstaussstellung in der Kieler Kunsthalle begleitet, in der zum ersten Male eine Übersicht über die moderne Kunst aller nordischen Länder gegeben wurde. Ich rufe auch die Bestrebungen der Nordischen Gesellschaft in Lübeck ins Gedächtnis zurück, die einen so glücklichen Anfang nahmen – welcher Ort hätte auch geeigneter sein können zur Verwirklichung solcher Pläne als Lübeck. Diese kulturellen Bestrebungen, die vom Verständigungswillen getragen waren, wurden durch die Machtansprüche des Nationalsozialismus auf das politische Gleis geschoben, und eine weitere Zusammenarbeit wurde den Nordländern in der Folgezeit unmöglich gemacht.

Die „Nordisch-Deutsche Woche“ in Kiel im Jahre 1929 war bisher vielleicht die sichtbarste Erscheinung einer nordisch-deutschen Verständigung in unserem Jahrhundert. Sie sollte dazu dienen, sich gegenseitig kennenzulernen und Gedanken auszutauschen und war getragen von echtem Verständigungswillen. Der damalige preußische Kultusminister Becker hielt die Begrüßungsansprache, in der er u. a. sagte: „Wir tragen vor uns selbst und vor unseren Völkern die Verantwortung, daß wir durch Wort und Haltung mitarbeiten an der Gottheit lebendigem Kleid, an dem Friedensziel eines zwar differenzierten, aber im Dienst am Geist einigen Europa.“

Wie im persönlichen Verkehr von Mensch zu Mensch Geben und Nehmen meist wechselseitig zu sein pflegt, so ist es auch in der kulturellen Beeinflussung zwischen den Völkern, man gibt und man empfängt zugleich. Die kulturellen

Einflüsse der Nordvölker sind aus dem geschichtlichen wie aus dem gegenwärtigen Bild Deutschlands einfach nicht wegzudenken. Was ist dieser nordisch-germanische Kultureinschlag in unserer Bildung? Deutschland ist nun einmal das Land der europäischen Mitte. In der Tiefe unseres Wesens lebt eine doppelte Sehnsucht: nach dem Leuchten Italiens und nach dem Dunkel des Nordens. Der Süden ist etwas, das wir nicht haben, alles, nach dem wir verlangen. Den Norden fühlen wir irgendwo in der Tiefe unseres persönlichsten Lebens gegenwärtig. Der formende Geist kommt aus dem Süden, die schöpferische Urkraft unserer Seele ist nordischer Herkunft.“

Aus den vielen Ansprachen, die bei dieser Gelegenheit von *nordischer* Seite über die kulturelle Zusammengehörigkeit zwischen dem Norden und Deutschland gehalten wurden, will ich nur ein paar Sätze des dänischen Kammerherrn Zahle zitieren. Er knüpfte an die geologischen Forschungen des schwedischen Forschers de Geer an, dem es damals gelungen war, an breiten farbigen Streifen im Boden heiße Sommer vor Tausenden von Jahren festzustellen. „Ich bin vollkommen sicher“, fuhr Exzellenz Zahle fort, „daß, wenn das Experiment möglich wäre, durch die Schichten germano-nordischer Mentalität einen geologischen Querschnitt zu machen, man selbst nach Hunderten von Jahren die Existenz eines breiten hellen Streifens für den Sommer 1929 konstatieren könnte.“

Wir wissen, daß sich solche Streifen in der geistigen Welt nicht abzeichnen, sonst würden wir viele derartige Manifestierungen finden können, denn im Lauf der Geschichte ist ein ständiges Hin und Her der Beziehungen zwischen Norden und Süden gewesen.

*

In diesem Rahmen ist es nicht möglich, den gegenseitigen Kultureinflüssen im einzelnen nachzugehen, sie sollen nur kurz angedeutet werden:

In der frühen Literatur des Nordens finden wir viele Motive, die aus dem Süden kommen, wie umgekehrt auch das deutsche Heldenlied den Norden kennt. In der Wikingerzeit sind die Kultureinflüsse des Nordens größer gewesen als umgekehrt, während in der Zeit der Missionierung der Norden zuerst unter deutschem, dann unter westlichem Einfluß gestanden hat. Zur Hansezeit ist wieder eine starke Beeinflussung des Nordens durch Niederdeutschland festzustellen, ein Einfluß, der sich bei Sprache und Literatur und auf dem Gebiet der Kunst geltend machte. Während bei den Kultureinflüssen des Mittelalters der Handel der Wegbereiter gewesen war, trat mit der Reformation eine Änderung ein. Die mit ihr einsetzende Beeinflussung des Nordens, die alle Bevölkerungsschichten mehr durchdrang als alle früheren, bezog sich mehr auf geistige Gebiete, betraf vor allem Schulen, Universitäten und die Kirche.

Wie groß die Wirkung der neuen Bewegung war, kann man heute noch in den großen deutschen Handschriften- und Bücherschätzen der dänischen

Bibliotheken sehen – und natürlich hat sich dieser Kultureinfluß in der heutigen Sprache, im kirchlichen Leben, in der Schule und in der Kunst des 16. Jahrhunderts ausgeprägt.

Eine neue deutsche Kulturwelle brachte der Pietismus im 18. Jahrhundert. Mit ihm kam auch Klopstock nach Dänemark, der zum gegenseitigen Kultureinfluß wesentlich beigetragen hat. Durch ihn wurde in Deutschland die Kenntnis des Nordens verbreitet und die spätere Begeisterung für den Norden vorbereitet. Der Bernstorffkreis, zu dem Klopstock gehörte, bezeichnet eine ausgesprochen deutsch-dänische Blütezeit. Viele bekannte Namen gehörten ihm an: die Brüder Schlegel, Basedow, Matthias Claudius und viel andere Männer wurden damals nach Dänemark berufen und haben hier gewirkt.

Dieser kulturell besonders hochstehenden Zeit wurde durch Struensee ein Ende bereitet, und auf die Zeit des besonders großen deutschen Kultureinflusses folgte eine Zeit des Deutschenhasses und die Beseitigung aller Deutschen aus den leitenden Stellen im Lande.

Freilich kam mit der Romantik – vermittelt durch Steffens – noch einmal eine deutsche Kulturwelle, der aber bald, mit dem Erwachen des Nationalitätsgefühls, ein Tal in den gegenseitigen Beziehungen folgte. In diese Zeit fällt auch das Werk Grundtvigs, mit dem Dänemark seine geistigen Kräfte voll entfaltetete. Das 19. Jahrhundert hat in ihm und in seinem Gegenspieler Kierkegaard zwei dänische Geistesgrößen entwickelt, die ihre Bedeutung heute noch nicht verloren, im Gegenteil die Pädagogik und das religiöse Denken in ganz Europa wesentlich beeinflußt haben. Ein dritter Mann dieses Jahrhunderts, der eine weitreichende Wirkung gehabt hat, war Georg Brandes, der auf die dänische Geisteshaltung und vor allem die Literatur eingewirkt hat. Zu keiner Zeit vorher ist der Einfluß Dänemarks auf den Süden so groß gewesen, wie in den letzten Jahrzehnten des vorigen und dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Es sei nur an die dänischen Dichter H. C. Andersen, Herman Bang, Henrik Pontoppidan, Holger Drachman, Johannes V. Jensen und Martin Andersen-Nexö erinnert, die die deutsche Literatur weit mehr beeinflußt haben als Baggesen oder Öhlenschläger, die halbe Deutsche waren, es vermocht hatten.

Trotz politischer Unstimmigkeiten, trotz erbitterter Feindschaft und sogar Kriege ist durch die Jahrhunderte hindurch ein gegenseitiger Kultureinfluß wirksam gewesen, der nur in einzelnen Zügen aufgewiesen werden konnte, doch in Wirklichkeit unser Leben im ganzen Umkreis umfaßt.

*

Es ist notwendig, daß wir uns der Einheit des europäischen Geistes bewußt sind und weiter daran arbeiten. Wir Deutsche wissen, daß unseren nördlichen Nachbarn dieses nicht immer leicht ist, weil sie die Erfahrungen aus den letzten Jahrzehnten nicht vergessen können und wollen. Uns scheint es aber verkehrt,

die Geschehnisse vergangener Zeiten zu sehr in den Vordergrund zu schieben und das Gedenken an sie zu kultivieren, weil damit die Zukunft verbaut und eine fruchtbare Zusammenarbeit unmöglich gemacht wird. Gegenseitiges Vertrauen ist zwischen den Völkern ebensosehr notwendig wie zwischen einzelnen Menschen.

Die Dichter Schleswig-Holsteins und die Dichter Jütlands haben zur Farbigkeit und Tiefe des geistigen Lebens in Deutschland und in Dänemark beigetragen. Am Himmel der Poesie stehen einige von ihnen als Fixsterne – sowohl im Süden als auch im Norden. Ihr Glanz strahlt nicht nur über der cimbrischen Halbinsel, sondern wirft seinen Schein über die ganze abendländische Kulturwelt.

*Aus Hans Peter Johannsen „Von der Elbe bis Skagen“
Erschienen im Christian Wolff Verlag*

STRÖMUNGEN IN DER EUROPÄISCHEN LITERATUR UND KUNST

Während der Rendsburger Tagung hielt Dr. Frederik Nielsen, Kopenhagen, einen Vortrag über Strömungen und Tendenzen in der modernen dänischen Schönen Literatur. Den Teilnehmern wurde dieser Vortrag zu einem besonderen Erlebnis insofern, als der Redner einen großen Stoff in klar gegliederter und andererseits interessant subjektiver, bisweilen eigenwilliger Form ausbreitete. Bemerkenswert war zunächst die Tatsache, daß der Vortragende die Hauptverbindungslinien in dem europäischen Geistesleben sowohl in der Dichtung, der Literatur und der Malerei aufzeichnete und auch ganz unkonstruiert die vielen gemeinsamen Quellen und Verbindungendes europäischen Geisteslebens deutlich machte. Stellenweise weitete sich der Vortrag zu einer Analyse der modernen Kunst unseres Erdteils und zu einer Schilderung des Bemühens der Künstler, die zerstörte Einheit der Welt wieder als Ganzes zu erfassen. Im besonderen ging Dr. Nielsen dann im zweiten Teil seiner Ausführungen auf die gegenwärtigen Namen der dänischen Literatur ein, gab ein Bild von der Bedeutung Bønnelykkes, Tom

Kristensens, Jacob Paludans, Martin A. Hansens und Branners. Bemerkenswert war in diesem Zusammenhang eine gewisse unterschiedliche Akzentgebung, derzufolge die geschichtliche und politische Bedeutung Kai Munks für das moderne Dänemark sehr positiv bewertet wurde, während das abschließende Urteil über seine bleibende dichterische Bedeutung noch nicht ausgesprochen wurde.

Abschließend notierte der deutsche Hörer mit Interesse die Tatsache, daß diejenigen großen Namen, die Nielsen in seinem Vortrag herausstellte, mit einem Teil ihrer Werke durch Übersetzungen in Deutschland bekanntgeworden sind.

en.

»Begegnungsindustrie« – positiv gesehen

„Wenn Könige bauen, haben die Kärner zu tun.“ Dieses Wort Schillers kann füglich den folgenden Ausführungen vorangestellt werden.

Die Vorträge der verschiedenen Sprecher unserer Zusammenkunft haben in sehr wohlwogenen Formulierungen jene geistigen Inhalte aufgezeigt, die in der Vergangenheit das Leben in den beiden Herzogtümern und in Dänemark bestimmt haben und zum Teil auch heute noch bestimmen. Im besonderen bestimmen diese Inhalte das Leben derer, die bewußt in innerem Einklang mit der Geschichte und der Gegenwart der Heimat leben, mögen sie nun auf der deutschen oder dänischen Seite stehen.

Es erhebt sich die Frage, in welcher Weise am besten derjenige Teil des Publikums in beiden Ländern darüber unterrichtet werden kann, in welcher geschichtsträchtige Landschaft er hineingeboren wurde und was man von ihm als einem notwendigen Glied der Gesellschaft erwarten kann.

Wir kommen damit auf die in unserem Massenzeitalter leider so dominierende Frage der Organisation zu sprechen, und da wir es mit sehr subtilen Dingen zu tun haben, müssen wir uns bemühen, in reizvoller und ansprechender Form alles das darzubieten, was wir als darbietungswürdig und notwendig erkannt haben. Daß hier mit einem großen Maß an Sachkenntnis in den verschiedenen Disziplinen des Geisteslebens und mit einem großen Maß an Fingerspitzengefühl für die äußeren Gegebenheiten hüben und drüben zu arbeiten ist, versteht sich von selbst.

Alle Organisationen, die heute im Dienste des Kulturaustausches stehen, müssen bedenken, daß ihre Aufgabe eine zweifache ist. Sie müssen mit ihrer gediegenen Arbeit die Gefahr bannen, daß das Bemühen um ein europäisches Gemeinschaftsbewußtsein zu einer Sache à la mode oder zum Geschäft herabsinkt. „Die Gesundung der europäischen Menschheit“, so hat man richtig gesagt, „wird nicht durch eine gleisnerische Betriebsamkeit erreicht, sondern nur durch Besinnung und erhöhte Bereitschaft zum Nachdenken.“

Viele Weltorganisationen nehmen intellektuelle Kräfte in einer Art Leerlauf derartig in Anspruch, daß über allem Organisieren und Koordinieren das Forschen und Dichten, das Trachten und Sinnen erstickt wird. Es ist ein Fanatismus der internationalen Betriebsamkeit ausgebrochen. Ernst Jünger hat sehr zutreffend gesagt: „Man hat immer das Gefühl, daß man mit Dauerläufern spricht. Wo wohl der Weltgeist seine Träumer und Schläfer in Reserve hält?“ Europa zu organisieren hat aber nur einen Sinn, wenn der Wille zur Vertiefung und Besinnung

damit parallel läuft.

Zweierlei, so sagten wir, sind der Aufgaben für die Organisationen in unseren beiden Ländern. Sie müssen hüben und drüben das Bekenntnis zum europäischen Gedanken in einen echten Zusammenklang bringen mit der Tatsache, daß sie entweder deutsche oder dänische Organisationen sind.

Es ist nicht meine Aufgabe, zu dem großen und umfassenden Thema des europäischen Gemeinschaftsbewußtseins und seiner Stärkung heute etwas zu sagen. Es gibt eine große Zahl von Büchern, die sich mit dem Inhalt dieses europäischen Gemeinschaftsbewußtseins auseinandersetzen. Der Spanier Salvador de Madariaga hat ein Buch geschrieben, daß er „Porträt Europas“ nennt. Ihm ist vor anderen eine so schlichte, aber eindrucksvolle Skizzierung der gegenwärtigen Situation unseres Erdteils gelungen, daß Sie mir gestatten, sie Ihnen als Zitat vorzutragen:

„Vor allen Dingen müssen wir Europa lieben. Hier dröhnt das Gelächter eines Rabelais, hier leuchtet das Lächeln des Erasmus, hier sprüht der Witz eines Voltaire. Gleich Sternen stehn an Europas geistigem Firmament die feurigen Augen Dantes, die klaren Augen Shakespeares, die heiteren Augen Goethes und die gequälten Dostojewskis. Ewig lächelt uns das Antlitz der Gioconda, für ganz Europa ließ Michelangelo die Gestalten des Moses und des David aus dem Marmor steigen, schwingt sich die Bachsche Fuge in mathematisch bewältigter Harmonie empor. In Europa grübelt Hamlet über das Geheimnis seiner Tatenlosigkeit, will Faust durch die Tat dem quälenden Grübeln entrinnen, in Europa sucht Don Juan in jeder Frau, die ihm begegnet, die eine Frau, die er nie findet, und durch ein europäisches Land jagt Don Quijote mit eingelegter Lanze dahin, um der Wirklichkeit ein höheres Sein abzutrotzen. Aber dies Europa, wo Newton und Leibniz das Unendlich-Kleine und das Unendlich-Große maßen, wo unsere Dome, wie Alfred de Musset gesagt hat, in ihrem steinernen Gewände betend knien, wo das Silberband der Ströme Städte aneinanderreicht, die die Arbeit der Zeit in das Kristall des Raumes weißelt..., dies Europa muß erst entstehen. Erst dann wird es da sein, wenn die Spanier von ‚unserem Chartres‘, die Briten von ‚unserem Krakau‘, die Italiener von ‚unserem Kopenhagen‘ und die Deutschen von ‚unserem Brügge‘ zu sprechen beginnen. Erst wenn dies erreicht ist, hat der Geist, der unser Tun lenkt, das schöpferische Wort gesprochen: Fiat Europa!“

*

In diesem Geiste werden die Organisationen mit Erfolg arbeiten, wenn sie sich vom Gedanken echter Gegenseitigkeit leiten lassen. Das Referat Dr. Kloses zeigte die vielfältigen gegenseitigen Befruchtungen im Geistesleben des deutschen und dänischen Volkes. Die Kenntnis dieser Dinge zu verbreiten ist eine schöne und wichtige Aufgabe.

Vielleicht aber ist es zweckmäßiger, bevor wir in die Erörterung der lokalen und

damit der schwierigeren organisatorischen Fragen treten, uns einen kurzen Überblick darüber zu verschaffen, was seit 1945 an positiven Leistungen bereits vorliegt.

Es beginnt mit dem dänischen Roten Kreuz, das in Westdeutschland eine soziale Tätigkeit für die Heimatvertriebenen mit segensreicher Wirkung erfüllte und damit, daß dänische Volkshochschulkreise sich für pädagogische Aufgaben innerhalb der Heimatvertriebenen einsetzen. Ebenfalls sehr früh nach dem Kriege trat Mellemfolkelig Samvirke auf den Plan, eine Organisation, durch die die deutsche und dänische Jugend in gemeinsamen Veranstaltungen auf der Volkshochschule Magleaaas sowie im Europahaus in Hamburg zusammengeführt wurde. Diese Organisation unterhält ein Kinderheim am Harz. Ein „Komitee von 1947“ sorgte für Begegnungen unter den Studenten. Seit 1949 veranstaltet ein Komitee für deutsche und dänische Lehrer Kurse in Dänemark und Deutschland. Daraus entstand der Kontakt zwischen den deutschen und dänischen Geschichtslehrerkreisen. Ein Schüler- und Studentenaustausch ist seit langem im Gange. Die Arbeiterjugend veranstaltet Treffen und Kurse in beiden Ländern. Diese Aufzählung beansprucht nicht, vollständig zu sein, sie zeigt aber schon, wenn wir an die noch hinzukommenden vielen Begegnungen innerhalb beruflicher Organisationen denken, in welchem Maße Kontakt gesucht und gefunden wurde. Daß hierbei mancherlei Betriebsamkeit mit unterläuft, ist selbstverständlich. Daß mancherlei menschliche Begegnungen echt und von bleibender Wirkung sind, dürfte ebenfalls der Fall sein.

*

Die Möglichkeiten eines deutsch-dänischen Kulturaustausches, ganz allgemein gesehen, dürften, sofern man an die Vermittlung künstlerischer und geistiger Erlebnisse von dem einen Volk zum andern und umgekehrt denkt, gar nicht so schwer zu gestalten sein. Es gab schon eine Dänische Woche in Stuttgart, es gab schon eine repräsentative Buchausstellung deutscher Literatur in Kopenhagen – beides nach 1945. Die Beispiele ließen sich vermehren. Die rechte Lösung solcher Aufgaben beruht nur darauf, daß alles aus dem Geist und der Besinnung geschieht – und daß man dafür Geld hat. Über die Methoden wird man sich einigen.

Die Schwierigkeiten liegen *hier im Lande* – nördlich und südlich der Grenze. Hic Rhodus, hic salta. Das war schon immer ein schwerer Spruch, aber für die Überzeugten steigt der Reiz einer Aufgabe mit ihrer Schwierigkeit. Der größte Feind aller *hommes de bonne volonté* sind die ewig Gestrigen, weil sie Gralshüter der Ressentiments sind.

Wir engen zweckmäßig das Thema ein und betrachten es unter dem Gesichtspunkt der Möglichkeiten des deutsch-dänischen Kulturaustausches, von der Grenze her gesehen. Hier kommen neben den prinzipiellen politischen und

kulturpolitischen Überlegungen noch technische hinzu – ich meine die sprachlichen Schwierigkeiten. Sehen wir aber zunächst einmal von ihnen ab, so ergibt sich *für alle Gutwilligen der Wunsch, daß man im Grenzland nördlich der Grenze auch im engeren Grenzgebiet sich für entscheidende Vorgänge im deutschen Kulturleben interessieren möge, wie umgekehrt es eine Frage echter Bildung auch südlich der Grenze ist, daß man Kenntnis zu nehmen versuche von entscheidenden Vorgängen in der dänischen Kultur.*

Verhältnismäßig einfach liegt die Sache auf musikalischem Gebiet. Abgesehen davon, daß die Musik als solche zum Herzen spricht, können wir seit dem Kriege auf fruchtbare Erfolge zurückblicken. Das Orchester des dänischen Rundfunks sowie das Orchester der Stadt Aarhus haben mehrfach in Flensburg, die Flensburger Philharmoniker sowohl in Nordschleswig als in Kopenhagen gastiert. Sie haben in Kopenhagen einen bemerkenswerten künstlerischen Erfolg errungen. In Nordschleswig waren die Konzerte an sich Angelegenheit der nordschleswigschen Deutschen, wie auch die des Staatsrundfunks in Südschleswig Angelegenheit der Minderheit waren. Hüben und drüben waren jedoch die Konzerte öffentlich, und hier gilt es, das Begonnene zu verfeinern, so daß die Konzerte einen öffentlichen Charakter bekommen. Bei Fortschreiten dieser Entwicklung ist damit zu rechnen, daß man gegenseitig mehr und mehr voneinander Kenntnis nehmen wird, auch im breiten Publikum. Die Ansätze sind verheißungsvoll.

Bei dem Theater melden sich, von Opern und Operetten abgesehen, sprachliche Schwierigkeiten. Der Grundsatz der Öffentlichkeit sollte in noch stärkerem Maße als bisher, wie oben geschildert, befolgt werden. Da wir bei der bildenden Kunst sind, muß erwähnt werden, daß wir auf dem Gebiete der Kunstausstellungen auf eine jahrzehntelange gute Zusammenarbeit zurückblicken können.

Die nachhaltigste Wirkung haben bei der spezifischen Lage des Grenzlandes Dichterlesungen und wissenschaftliche Vorträge, wenn es sich darum handelt, denjenigen Menschen Anregungen zu bieten, die nun nicht nur das Geschehen der Heimat miterleben, sondern auch zu ihrem Teil mitgestalten möchten.

Ich darf mich diesem Punkte besonders zuwenden, da es sich hier darum handelt, daß weitere Ansätze zur Zusammenarbeit gefunden werden müssen. Wenn wir, in Überwindung der verschiedenen Ressentiments, uns das Ziel setzen, den Geist des Nachbarvolkes unvoreingenommen kennenzulernen und als einen Bestandteil europäischer Kultur in seinem allgemeinen Teil auch für uns in Besitz zu nehmen, dann müssen wir auch die technischen Wege der Durchführung finden. Was bisher geschehen ist, liegt auf dem mehr künstlerischen Gebiet. Was in noch besserem Maße geschehen sollte, liegt m. E. auf dem Gebiet der allgemeinen Vortragstätigkeit.

Hier ist von privater dänischer Seite einmal der Vorschlag gemacht worden, es

möge dänischerseits eine Organisation geben ähnlich der des Grenzfriedensbundes. Diese beiden Organisationen könnten gemeinsam als Rechtsträger öffentlicher Veranstaltungen mit dänischen Gelehrten in Südschleswig und als Rechtsträger öffentlicher Veranstaltungen mit deutschen Gelehrten in Nordschleswig fungieren. Auch an ein Komitee von Deutschen und Dänen hat man gedacht, hinter dem dann deutsche und dänische Organisationen stehen könnten. Man ist von diesem Gedanken abgekommen, da es sich bisher als schwer erwiesen hat, einige wenige deutsche und dänische Männer von Rang zu finden, die das Gewicht ihres Namens für eine solche Tätigkeit in die Waagschale zu werfen bereit waren. Vielleicht soll man die Sache auch nicht komplizierter machen als sie ist, denn der Grenzfriedensbund ist ja in vielen Fällen bereits tätig gewesen, indem er in Südschleswig dänische Gelehrte hat öffentlich sprechen lassen.

Er kann das auf die Dauer natürlich nur dann tun, wenn man in Nordschleswig auch in dänischen Kreisen die Initiative ergreift, um eben im Grenzland sich über Vorgänge des deutschen Geisteslebens zu orientieren; und hier dürften vermutlich noch Hemmungen zu beseitigen sein. Aber ein fruchtbarer Austausch kann auf die Dauer nur im Geben und Nehmen bestehen.

Am Ende darf ich bemerken, daß m. E. besonders geeignete Träger dieser völkerverbindenden Kulturarbeit im Grenzgebiet hüben wie drüben die Kommunalverwaltungen sind. Einer der hervorragendsten deutschen Kommunalpolitiker, der frühere Oberstadtdirektor zu Münster, Karl Zuhorn, hat sich in einer Arbeit „Kommunale Kulturpflege im Dienste der Völkerverständigung“ in eingehender Weise mit dieser Frage befaßt. Zuhorn ging davon aus, daß die europäische Geschichte deutlich die Bedeutung der Stadt als Träger der kulturellen Entwicklung, auch der kulturellen Verbindung unter den Völkern, zeigt. Er führt dann im einzelnen die Bedeutung von Gastspielen im In- und Ausland an, unterstreicht die Bedeutung von Bibliotheken als den Stätten, in denen man sich unvoreingenommen über Geschichte und Gesicht der Welt orientieren könne, spricht von dem Hauch gesamteuropäischen Geistes, der in den Sälen großer Museen wehe und führt eine weitere Reihe von kommunalen Kulturinstitutionen an, die alle, wie er meint, bewußt in den Dienst des großen Gedankens gestellt werden können. Es dürfte sich lohnen, diesen Gedanken auch im Grenzland zu überprüfen und sich zu fragen, ob nicht gerade die Stadtgemeinden beiderseits der Grenze sowohl aus finanziellen Gründen als auch vor allem aber aus organisatorischen, Träger von Veranstaltungen sein können, an die wir hier denken.

Den Ländern obliegt es, alle Bemühungen des Kulturausschusses zu fördern, sei es durch Unterstützung der Forschung oder der Künste, sei es durch Förderung oder Einrichtung von Institutionen oder Instituten, sei es durch die Unterstützung

bei der Herausgabe wichtiger Literatur. Auch den Gemeinden entstehen aus der besonderen Geschichte und Lage, in der sie sich befinden, Aufgaben auf diesem Gebiet. Die Behandlung dieser Fragen bedarf jedoch einer besonderen Betrachtung.

In der Aussprache

ging es im besonderen um eine gemeinsame deutsch-dänische Vortragstätigkeit zu beiden Seiten der Grenze.

Bei den dänischgesinnten Teilnehmern in Rendsburg bestand aber wenig Neigung zu einer Erörterung der auf die Praxis hinzielenden Vorschläge, es wurde vielmehr auf die zur Zeit der Tagung wenig günstige politische Situation hingewiesen (Streit um die 5-Prozent-Klausel) und auch die Schwierigkeiten hervorgehoben, die sich aus der Zweisprachigkeit ergeben. So blieb es mehr bei einer Erörterung des Prinzipiellen, mit der Hoffnung, daß sich auch für die praktische Seite in der Zukunft eine Lösung finden würde. (Inzwischen haben die Flensburger Tage 1954 einen gangbaren Weg gewiesen, der diesseits und jenseits der Grenze stark beachtet worden ist und weitgehend ein positives Echo gefunden hat.)

Rückschau auf die Rendsburger Grenzfriedenswoche

Die Neigung zu Begegnungen um die deutsch-dänischen Beziehungen scheint kräftig zu wachsen. Wir hören, daß Verkehrsvereine beider Völker sich eifrig bemühen, Touristenströme hin- und herüber zu lenken, und daß sie zu gemeinsamen Besprechungen zusammenkommen, um weitere Erleichterungen im Grenzverkehr zu erreichen. Wir lesen, daß Wirtschaftsverbände beider Seiten in gemeinsamen Interessen sich zusammenfinden und daß besonders auf kulturellem Gebiet große Anstrengungen gemacht werden, um die Gemeinsamkeit des geistigen und sittlichen Unterbaus der deutschen und nordischen Kultur aufzuzeigen und in ihrer Verzweigung von heute wieder zusammenzuführen. Lübeck, Kiel und Flensburg wetteifern in der Werbung um die Gunst des Nordens, und fern vom Horizont hören wir auch, daß dann und wann in Dänemark deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft gefragt werden.

In alledem spüren wir eine offene, wenn nicht gar naive Bereitschaft vom Süden, eine vorsichtige Zurückhaltung im Norden. Die Ressentiments der Vergangenheit sind noch auf keiner Seite ganz überwunden, und die jüngste Zeit hat auf beiden Seiten neue entstehen lassen. Die Gegenwart drängt auf ein Zusammengehen Dänemarks mit Deutschland. Die Stimme des dänischen Volks aber sagt eindeutig: „Der Weg von Kopenhagen nach Bonn geht über Südschleswig.“

Es haben manche geglaubt, man könne unter Umgehung der im Schleswigschen obwaltenden Probleme durch Erörterung allgemeiner Fragen, die im gemeinsamen Interesse liegen, sich näher kommen und daß die grenzpolitischen Fragen dann von selber in den Hintergrund treten und sich lösen würden. Aber es scheint, daß das in führenden Kreisen Dänemarks nur bei wenigen möglich ist.

Wir hatten vor zwei Jahren zusammen mit der Pädagogischen Hochschule in Mürwik einen nach unserer Meinung geglückten Versuch dieser Richtung gemacht, stellten aber während der Tagung und besonders am Schluß fest, daß man auf dänischer Seite an der Erörterung der grenzpolitischen Seite nicht vorbeiwolle, und daß man auf einer nächsten Zusammenkunft das zentrale Ansprechen dieser Frage wünsche. Ein ähnliches erlebten wir auf einer Tagung des Landesverbandes schleswig-holsteinischer Volkshochschulen in Ratzeburg, wo deutsche und dänische Volkshochschulleute mehrere Tage sich um Volkshochschulfragen, um Grundtvig und Kierkegaard sammelten und zu erfreulich einmütigen Ergebnissen kamen. Aber auch hier wurde von den Dänen

eindringlich die Forderung erhoben, auf einer nächsten Tagung die Grenzlandfrage in den Mittelpunkt zu stellen. Das geschah dann im August 1953 in der Volkshochschule zu Höng auf Seeland, wo dieselben Leute sich eine Woche lang über die historische Entwicklung des Grenzlandes Schleswig unterhielten. Die Hauptarbeit auf dänischer Seite wurde von Professor Troels Fink, Aarhus, bestritten, auf deutscher von verschiedenen Korreferenten, die sich ohne professorale Kenntnisse zur Verfügung gestellt hatten. Alle Auseinandersetzungen verliefen in freundschaftlichstem Geist. Über die fernerliegende Vergangenheit gab es kaum auseinandergehende Meinungen, über die Gegenwart aber taten sich doch Distanzierungen auf, die sich nicht überwinden ließen. Bezeichnender war aber vielleicht, daß die teilnehmenden Holsteiner den vorgetragenen Dingen keinerlei Interesse abgewinnen konnten und am Schluß erklärten, sie hielten die ganze Angelegenheit für anachronistisch, um nicht zu sagen sektiererisch.

Trotzdem glaubte der Grenzfriedensbund, es seinen Freunden hüben und drüben schuldig zu sein, die Bemühungen um ein Gespräch über die Grenzlandfragen fortzusetzen. Wir hatten bereits für den September des vorigen Jahres eine Zusammenkunft in Sankelmark geplant. Sie kam aus verschiedenen Gründen nicht zustande und mußte auf den August d. J. verschoben werden. Wir sind mit den Vorbereitungsarbeiten früh angefangen und wählten als Tagungsort die Volkshochschule in Rendsburg, die anderen Möglichkeiten gegenüber gewisse Vorzüge bot: Dem unmittelbaren Grenzgeschehen etwas entrückt, weiträumige Unterkunft, die Internationale des Kanals, die Historie tragende Stadt – alles das sprach bei der Entscheidung mit und hat sich fördernd ausgewirkt.

Zunächst aber handelte es sich darum, einen diskussionsbereiten Teilnehmerkreis, aus Dänemark zu gewinnen, und nach den kurzen Erfahrungen war mit gewissen Schwierigkeiten zu rechnen. Da haben unsere Freunde von Mürwik und Mellefolkeltigt Samvirke freundliche Vermittlung übernommen und uns mit manchen in Verbindung gebracht, die unserer Absicht gegenüber aufgeschlossenen Sinn zeigten. Was aber viele andere unseres dänischen Bekanntenkreises abhielt, mag der offenerzigen Mitteilung eines einzelnen entnommen werden, der auf unsere Einladung hin uns schrieb, daß Zusammenkünfte der geplanten Art keinen Sinn hätten, solange die Behandlung der dänischen Minderheit in Südschleswig nicht anders geworden sei. Daß es unsere Absicht ist, durch solche Zusammenkünfte die Voraussetzungen für diese andere Behandlung zu schaffen, sah er mit vielen anderen nicht ein. Trotzdem hatten Ende März sich schon so viele Teilnehmer aus Dänemark gemeldet, daß die Tagung von der Seite aus gesichert war. Von deutscher Seite durften wir mit einem so starken Zuspruch rechnen, daß wir von vornherein eine Auslese

vorsehen mußten. Wir haben nur Mitglieder des Grenzfriedensbundes geladen – und nur solche, von denen wir einige Bekanntheit mit den obwaltenden Grenzlandfragen erwarten durften. Wir freuten uns, daß sich darunter auch mehrere Mitglieder des Verbandes der schleswig-holsteinischen Volkshochschulen befanden, die an den Besprechungen in Ratzeburg und Höng teilgenommen hatten. So waren es denn Lehrer, Volkshochschulleute, Bauern, Professoren, Studenten, Angestellte und Beamte verschiedensten Alters, im ganzen etwa vierzig, von hüben und drüben je die Hälfte.

Die Schwierigkeit in der Gewinnung der Redner will ich nur andeuten. Auf deutscher Seite ist die Zahl derjenigen, die sich außerhalb des Politischen intensiv mit der Schleswigfrage beschäftigten, nur klein. Sie beschränkt sich beinahe auf die nach dem Süden gezogenen Nordschleswiger. In Dänemark gibt es sie in großer Zahl, aber es gibt wenige dieser Experten, die es wagen, an solchen Zusammenkünften teilzunehmen, da die Erinnerungen an die Besatzungszeit, an Kollaboration und Widerstand noch nicht abgeklungen sind. Um so dankbarer sind wir denen, die sich trotzdem einstellten.

*

Die Tagung stand unter dem Zentralproblem der Heimat. Was in den einzelnen Vorträgen dazu gesagt worden ist, finden die Leser zusammengefaßt in dem vorliegenden Text. Wenn man nach Ablauf der inzwischen vergangenen Wochen das Nachschwingen der Reden und der anschließenden Debatten sich vergegenwärtigt, gewinnt man den Eindruck, daß es sich weniger um eine Klärung des Begriffes Heimat handelte, als um Variationen persönlichen Erlebens, die einmal den Willen zum unbedingten Festhaltenwollen am Recht auf die Heimat zum Ausdruck brachten, zum anderen die Ausweitungsmöglichkeit des Heimatgefühls nach Norden und Süden.

Wir hatten bei der Ausarbeitung des Programms auch den Gedanken in Erwägung gezogen, daß der schleswigsche Heimatraum geschlossen und reich genug sei, um in sich dem Schleswiger Genüge und Vollendung zu geben. Wir fanden aber niemanden, der bereit war, unter diesem Gesichtspunkt uns Vortrag zu halten. Vielleicht darf man daraus den Schluß ziehen, daß es diese Möglichkeit des Sichgenügens nicht mehr gibt. Die vor hundert Jahren einsetzende Wandlung des schleswigschen Stammesgefühls, wenn je ein solches vorhanden war, setzt sich immer deutlicher dahin durch, daß der einzelne sein seelisches Zuhause erst im größeren Volke findet, der eine im dänischen, der andere im deutschen. Das Recht des Schleswigers auf den einen als auch auf den anderen Weg darzustellen war der Inhalt der drei Vorträge des ersten Tages.

Daß es dabei vorhandene Vor-Auffassungen wegzuräumen galt, kam noch an einem der letzten Tage deutlich zum Ausdruck, als wir Meinungen äußern hörten, daß man wohl verstehen könne, daß ein deutschsprachiger Südschleswiger sich

für das dänische Volkstum entscheide, nicht aber, daß ein dänischsprachiger Nordschleswiger sich zu Deutschland bekenne. Alles das wurde immer wieder in vor- und zurückgreifenden Gruppen- und Einzelgesprächen geklärt, und man darf sagen, daß das Ergebnis doch ein wachsender Respekt war vor der Kompliziertheit der Verhältnisse, in denen der einzelne seinen Standort finden und behaupten muß.

Aber Heimat drängt nicht nur nach außen, um Ergänzung und Vollendung des Eigenen zu suchen, sondern ist, ob man will oder nicht, dem Einstrom des Fremden ausgesetzt, das heimatliche Art ändert oder gar zersetzt. Der Schleswiger hat sich gegen Überfremdung gewehrt, sobald er Gefahr fürchtete. Seit 1945 hat er laut gegen die Verwurzelung der Flüchtlinge und Vertriebenen in seinem Lande die Stimme erhoben, wie in Nordschleswig seit 1920 gegen die Überlagerung durch das Reichsdänentum. Nach anfänglichem Aufbäumen findet man sich ins Unvermeidliche und notiert die damit verbundene Bereicherung. Das Urtümliche eigener Art geht aber dabei verloren oder wird höchstens museal und interessant. Das ist ein Vorgang, der trotz aller Bewußtheit sich heute schneller vollzieht als früher, aber von allen als unabwendbar empfunden wird.

Die Vorträge von Dr. Klose und Frederik Nielsen hatten die Darlegung dieser Erscheinung sich nicht gerade als Aufgabe gestellt, aber sowohl in dem sorgfältigen Aufriß, der uns über die Wechselbeziehungen zwischen deutscher und dänischer Kultur in Vergangenheit und Gegenwart geboten wurde wie über die weitausladenden Zeitströmungen in der dänischen Literatur von heute wurden die werbenden Kräfte aufgedeckt, denen die fremde Kulturgüter anpreist. Hinter den latenten Werten steht zudem der Absatzwille der Träger, der die Ware dem Heimatmenschen aufdrängt. Jede Kultur wirbt für sich selber. Ihre Werbekraft aber wird verstärkt durch den Glauben des Trägers an ihren Wert.

Der dem Infernal der Judenverfolgungen entronnene Martin Buber hat einmal von dem „ewig traurigen Antlitz der Deutschen“ gesprochen, und es gibt heute mancherlei Dinge, die wir in diesem Zusammenhang als herabgestimmtes Selbstbewußtsein in unserer Volke deuten müssen. Sie sind nicht geeignet, die Werbekraft des deutschen Volkstums zu heben und schwebende Volkssplitter an sich zu ziehen. Aber gerade dieser Punkt und, damit zusammenhängend, das Recht auf das Werben um die Schwankenden und auf das Zurückgewinnen der Geflohenen kam auf der Tagung nicht zur Erörterung, eindringlich dagegen die Möglichkeit der Darbietungen deutscher und dänischer Kulturgüter über die Grenze hinweg, denen Dr. Johannsen erfahrungsreiche Ausführungen widmete. Wir erinnern uns gerne der Gesamtstaatsverhältnisse, die bis 1864 bestanden, in denen ein deutsches Herrscherhaus auf dem dänischen Thron mit Weitsicht und Toleranz die Tore nach beiden Seiten offenhielt. Solcher Rückbesinnung wird jedoch von deutscher Seite lieber nachgegangen als von dänischer. Alle

Teilnehmer der Tagung aber freuten sich, als ihnen im Anschluß an die Erörterung dieser Dinge der eben erschienene Bildband „Von der Elbe bis Skagen“, den Dr. Johannsen mit Unterstützung des Grenzfriedensbundes herausgebracht hat, ausgehändigt werden konnte. Das Buch ist mit der sorgfältig abgewogenen Einleitung und den ebenso sorgfältig ausgesuchten Bildern ein Ausdruck der Bereitschaft zur Verständigung und zum Zusammengehen mit dem Norden. Vielleicht gehen die Auswirkungen solcher Arbeit tiefer und weiter als alle wohlgemeinten Vorträge und Aussprachen.

In der Erkenntnis aber, daß weder das gesprochene noch das geschriebene Wort letzte Verkrustung lösen können, hatten wir bewußt Ruhepausen in die Tagungsfolge eingeschaltet, die nicht nur Möglichkeiten gaben zu ruhigem Besinnen, sondern auch zu ungezwungenem Zwiegespräch. Was in solchen Pausen an neuen Kontakten sich bildet, kann nicht berichtet werden, ist aber ein wesentliches Ergebnis solcher Zusammenkünfte.

Wir sind weiter einen vollen Tag der Tagungsstätte entflohen und zerstreuten uns ohne Programm in der Weite der Watt- und Halligwelt. Am Schluß der Woche haben etliche versucht, das zum Ausdruck zu bringen, was dieser Tag ihnen gewesen war. Wir merkten, daß es keinem recht gelingen wollte. Aus allem, was darüber damals gesagt und nachher geschrieben wurde, spüren wir aber, daß die Wattenwanderung das fruchtbarste gewesen ist, was man von der Tagung mitnahm. Die aller zivilisatorischen Einflüsse enthobene Natur in ihrer sonnbeschienenen Größe löst letzte Befangenheiten, die, aus Tradition und Meinungsdruck erwachsen, im Zusammensein der ersten Tage nicht hatten weichen wollen. Wir spürten da draußen stärker als irgendwo, daß Deutsch und Dänisch in unserer Heimat Formen gleichen Wesens sind; von der Geschichte auseinandergebogen, vom Geschehen wieder zusammenfügbar.

Auch an einer zweiten Stelle brach dies Einssein deutlich hervor: Der Abend des Tages führte uns nach Lunden, in die Dithmarscher Landesschule. Unter vielen Freundlichkeiten, die eine Volkshochschule ihren Besuchern bieten kann, waren wir besonders angenehm von der Art berührt, wie die Schar der Schülerinnen uns in ihre Singgemeinschaft aufnahm. Sie trugen ohne Chorleiter ein paar schöne Lieder vor, und bald sangen wir alle miteinander „Der Mond ist aufgegangen“, „Und in dem Schneegebirge“, „Weiß mir ein Blümlein blaue“ und was sonst sich aufdrängte. Und als man das „Lied vom schlichten Bauersmann“ anstimmte, eine Übersetzung aus dem Dänischen, sangen wir zu gleicher Zeit in beiden Sprachen, aber die Dänen kamen in die Vorderhand und behielten sie auch auf dem Nachhauseweg im Bus.

Zu den schmerzlichen Kriegsverlusten des deutschen Volkes gehören das Verschwinden seines Humors und das Verstummen seiner Lieder. Die Freude am Singen erstand bei uns in weiten Kreisen erst nach 1918 und wuchs bis an den

letzten Krieg heran. Dann ging uns die einheitliche Stimmung, die Voraussetzung alles Volkssingens ist, verloren. Wir hoffen, daß die Jugend sich wieder hineinlebt. Als ich am Morgen zu Beginn der Fahrt einige deutsche Sangeskundige bat, ein Lied anzustimmen, winkten sie ab. Auf der Rückfahrt am Abend aber sangen die Dänen, und wer von uns konnte, summte mit. Auch solches festzustellen, bot die Tagung Gelegenheit.

*

Wenn man so im Abstand der Wochen sie rückblickend überschaut, war es ein buntes Mosaik aus Reden und Gegenreden, aus dem Beieinander von Menschen und Dingen, aus angestrengtem Hinhorchen und zwanglosem Sicherholen, aus Gedanken und Bedenken. Ob Verlauf und Ergebnis alle befriedigten, steht dahin. Es war ein bescheidener Beitrag zur Wegbereitung von Dänemark über Schleswig nach Deutschland. Alle waren guten Willens, und wir glauben, daß dies und das weggeräumt worden ist. Allgemein aber wurde die Fortsetzung der Arbeit für notwendig gehalten, und wir hoffen, daß wir uns im nächsten Jahre mit alten und mit neuen Freunden wiedersehen.

Eine dänische Stimme:

Frieden und Selbstbehauptung

Unter diesem Titel enthielt die dänische Zeitung Jydske Tidende am Dienstag, dem 10. August, einen Leitartikel, der sich mit der Rendsburger Tagung des Grenzfriedensbundes befaßte. Nachdem einleitend festgestellt wurde, daß zu beiden Seiten der Grenze anscheinend breite Bevölkerungskreise sich nicht stark für die deutsch-dänische Auseinandersetzung interessieren, wird darin zunächst sowohl etwas Positives als Negatives gesehen; negativ, sofern an die Stelle der Gegensätze Gleichgültigkeit tritt, positiv, wenn die Formen der Auseinandersetzung aus dem Gefühl der Partnerschaft entstehen.

Wörtlich heißt es dann: „Diese Gedanken drängen sich während der Teilnahme einer Tagung des deutschen Grenzfriedensbundes, die er in der vergangenen Woche in Rendsburg durchführte, auf. Aber als sehr wesentlich wurde während dieses Zusammenseins von Deutschen und Dänen, die an den Verhältnissen an der Grenze stark interessiert sind, bezeichnet, daß man nicht sozusagen auf einmal Frieden und Verständigung schaffen kann. Es werden sicherlich verschiedene Vorurteile aus dem Wege zu räumen sein, und vor allen Dingen muß mit einem bedingten Vorbehalt dänischerseits im Hinblick auf die politische Entwicklung in Deutschland und damit auch in Schleswig-Holstein gerechnet werden. Daß eine solche Skepsis vorhanden ist, kann nicht verwundern. Wäre sie nicht da, würde es auch nicht gut bestellt sein um die nationale dänische Selbstbehauptung, die nicht aufgegeben werden kann – auch nicht unter einer weiterentwickelten europäischen Gemeinschaft.

Der Artikel zählt dann die Themen und Redner auf. Es heißt wörtlich in seinem letzten Teil:

„Eine kritische Bewertung des Grenzfriedensbundes wird zu dem Resultat kommen, daß der Zusammenschluß noch eine zu einseitige Prägung hat, auch wenn der Bund den Kreisen in Schleswig-Holstein entgegenwirkt, die geradezu durch neue Parteibildungen versuchen, das gegensätzliche Verhältnis zum Dänentum zu aktivieren. Interessant war es im übrigen, daß sich zur Tagung in Rendsburg Teilnehmer eingefunden hatten, die sich wirklich bereichert durch ihre Verbindung mit sowohl dänischer als deutscher Kultur fühlen. Man wurde sich ebenfalls darüber klar, daß dazu auch ein Schuß Schleswigertum gehören kann, d. h., daß unter den Teilnehmern auf beiden Seiten Menschen waren, die auch nicht unkritisch ihrer eigenen Nationalität gegenüberstanden und sehr wohl sagen können, daß die Fehler, die auf der anderen Seite begangen würden, auch auf der

Seite, auf der sie selbst ständen, begangen werden könnten.

Die Frage ist also, ob die deutsche Organisation ein Ausdruck dafür ist, daß etwas Neues im Kommen ist, eine neue Zeit, „in der das Alte fällt, in der das Neue Fuß faßt“. In der Erinnerung an diese Zeilen des leicht begeisterten Bjørnsons, geschrieben zu einem Zeitpunkt, da in ihm neue Signale hervorbrachen, muß man jedoch die Fortsetzung hinzunehmen „doch Frieden ist nicht das beste, sondern daß man etwas will“. Man lasse es sich nur brechen und gären, das ist das Gesetz jeder Entwicklung, aber nicht ohne dänische Selbstbehauptung.

ERNST VON WEIZSÄCKER:

*Im Grunde ging es den Minoritäten kulturell nicht schlecht ...
Der Kampf wurde an dieser rein germanischen Grenze
mit Anstand ausgetragen ... Was ich davon bei einem Besuch
in unseren Minderheitengebieten nördlich der Grenze
zu sehen bekam, war ein kleinbäuerlicher Nachbarstreit,
ererbte von Großvaters Zeiten.*

Aus dem Kapitel „Kopenhagen“ (1925-26)

Aus der Entwicklung und der Arbeit des Grenzfriedensbundes

Mitglieder und Freunde des Grenzfriedensbundes haben häufiger den Wunsch geäußert, die Grenzfriedenshefte möchten sie mehr als bisher über die Arbeit des Bundes orientieren. Wir kommen dem Wunsche nach und bringen in dieser Nummer vom geschäftsführenden Vorsitzenden den Jahresbericht 1953.

Preußen und die Minderheit

Ich darf mit 1864 beginnen, werde aber nicht die neunziger Jahre nordschleswigscher Geschichte hier bis ins kleinste aufrollen, sondern nur das herausheben, was auf die Arbeit des Grenzfriedensbundes hindrängte.

Im § V des Prager Friedens von 1866 hatte Bismarck der nordschleswigschen Bevölkerung in Aussicht gestellt, daß sie abstimmen dürfe, ob sie zu Dänemark oder zu Preußen gehören wolle. Zwölf Jahre später hat er in einem Abkommen mit seinem Vertragspartner Österreich diese Bestimmung aufgehoben. Das war 1878, dem Jahr der Entscheidung vieler Dinge in Deutschland.

Bismarck hatte bis dahin der Pflege dänischer Kultur und Sprache in Nordschleswig keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Das ward nun anders. Seinem staatsgebundenen Nationalgefühl entsprechend sollten die Staatsbürger sich so bald wie möglich in das Staatsgefüge einpassen. Es wurde angeordnet, daß der Unterricht fortan in Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Rechnen und Turnen in deutscher Sprache zu erteilen sei.

Da raffte sich die dänische Bevölkerung auf. Man gründete im Jahre 1880 den dänischen Sprachverein, der durch dänische Bücher und Kalender das wetzumachen suchte, was der Unterricht den Kindern vorenthielt. Zwei Jahre später gab der aus einer deutschsprechenden Familie in Gravenstein stammende A. D. Jörgensen achtzig Erzählungen zur Einführung in die dänische Geschichte heraus. Sie sind Hauslektüre geworden in fast allen dänischen Familien Nordschleswigs. 1885 erschien das Blaue Liederbuch, eine Schatzsammlung dänischer Lieder, die dänische Gesinnung sichern und verbreiten sollte.

Der preußische Staat ließ sich nicht irremachen und befahl in dem berühmten Erlaß vom 18. Dezember 1888, daß, abgesehen von vier Religionsstunden, in Zukunft *aller* Unterricht in deutscher Sprache zu erteilen sei. Das ist trotz der Bedenken, die damals und später von vielen Seiten geäußert wurden, bis 1918 so geblieben.

Ein weiteres verhängnisvolles Gesetz wurde dann noch im Jahre 1908

beschlossen. Danach sollte als Verhandlungssprache in allen öffentlichen Versammlungen außerhalb der Wahlzeit allein die deutsche gelten. Den Bemühungen des damaligen dänischen Reichstagsabgeordneten H. P. Hansen gelang es, den Geltungsbereich des Gesetzes zunächst auf die Kreise Flensburg-Stadt und -Land zu beschränken, während es für die anderen Kreise erst nach zwanzig Jahren, also 1928, in Kraft treten sollte. Was es bedeutet hätte, wissen wir, nachdem zu Anfang des Ersten Weltkrieges der Gebrauch der dänischen Sprache im Ferngespräch untersagt wurde und das Verbot sich nicht durchführen ließ.

Die Minderheit reagierte auf diese Maßnahmen mit den Mitteln, die ihr zu Gebote standen. 1888 hatte man den Wählerverein gegründet, freilich noch bevor jener Spracherlaß erschienen war, und vor allen Dingen wohl veranlaßt durch die Tatsache, daß ihr die Arbeiterschaft der Stadt Flensburg aus der Hand geglitten war. 1881 hatte diese noch, zusammen mit den konservativen und nationalliberalen Bauern in Angeln, den dänischen Abgeordneten Gustav Johannsen gewählt, 1884 schon nicht mehr, und 1886 verlor die dänische Gruppe endgültig ihr zweites Mandat im Deutschen Reichstag. Die dänischgesinnten Arbeiter hielten den sozialen Kampf für wichtiger als den nationalen.

Um so mehr regten sich aber die Bauern; die deutschen des damaligen zweiten Wahlkreises wählten fortan konservativ oder nationalliberal, besonders, seitdem der dänische Abgeordnete als Hospitant Anschluß bei den Freisinnigen gesucht und gefunden hatte. Im ersten Wahlkreis stand von Anfang an alles schärfer gegeneinander. An den Grenzen hatten die nationalen Fronten sich erhärtet, während sie im Parlament weicher wurden.

Die Bewegung griff nun auch auf das Königreich über, wo man, fast in Opposition zur Regierung, „Sønderjysk Samfund“ und den Verein „To Löver“ gegründet hatte, die nun die dänische Minderheit in Nordschleswig zu unterstützen begannen.

Kein Wunder, daß auch die deutsche Bevölkerung unruhig wurde und etwas unternahm. Auch hier von der Regierung eher gehemmt als ermuntert, gründete Pastor Jakobsen, Scherrebek, 1890 den „Deutschen Zentralverein für das nördliche Schleswig“, der in den folgenden beiden Jahrzehnten eine Pflegestätte deutscher Kultur und Gesinnung zu werden versuchte, aber zu einer Brutstätte für aggressive Vernichtungspläne sich entwickelte. Im Jahre 1890 beschloß man auch den Bau eines Bismarckdenkmals auf dem Knivsberg und die Veranstaltung von Jugendversammlungen dort, die bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Ein Jahr später beginnt man wohl auch, auf Anregung von Pastor Jakobsen, mit der Ansiedlung deutscher Bauern im dänischen Gebiet, gründet den „Deutschen Ansiedlungsverein“ und bringt im Laufe weniger Jahre 91 dänische Besitze in deutsche Hände. Hilfestellung leistet die Scherrebeker Bank, die ebenfalls von Pastor Jakobsen gegründet worden war. Zu gleicher Zeit setzt der preußische

Staat mit der Bildung von Staatsdomänen ein, kauft in kurzer Zeit 6500 ha auf, freilich meist aus deutscher Hand, und vergibt sie an 36 Pächter.

Als Gegenaktion gründet der durch die Grenze von 1920 bekanntgewordene Magister H. V. Clausen aus Odense den „Verein vom 5. Oktober 1898“, der bis 1910 aus deutschem Besitz 237 Höfe mit mehr als 13 000 ha in dänische Hände überführt.

In deutschen Kreisen Nordschleswigs wurde die Domänenbildung nicht wenig kritisiert. Man hielt mehr von einer größeren Zahl kleinerer Bauernhöfe als von einer kleineren fremder Großpächter. Man bewog den Staat, das für den Osten schon früher beschlossene Rentengutgesetz auch auf Nordschleswig anzuwenden und begann mit der Ansiedlung von Arbeitern und Kleinbauern. Die Schleswig-Holsteinische Landwirtschaftskammer stellte für solche Zwecke 500 000 Mark zur Verfügung, worauf 72 nordschleswigsche Meiereien ihren Austritt aus der Kammer erklärten und den „Nordschleswigschen Meiereiverein“ gründeten, der dänisch ausgerichtet war und an dessen Meiereien auch die deutschen Bauern ihre Milch lieferten. Gleichzeitig schufen die Bauern, die dahinterstanden, den „Nordschleswigschen Kreditverein“, der in kurzer Zeit aus den eigenen Reihen 830 000 Mark zusammenbrachte zur Sicherung und Ausweitung des Bodens in dänischer Hand. Preußen wieder antwortet mit der „Höfebank“, die sich bei Beleihung das Vorkaufsrecht sichert, um so nationalen Verlusten vorzubeugen. Der Gegner sucht auf andere Art dasselbe zu erreichen, bildet die „Landeværn“ (Bodenwehr), die letzte Hypotheken übernimmt und auf diese Weise bei Verkäufen das letzte Angebot hat. Und als der Landwirtschaftliche Kreditverband für Schleswig-Holstein, der schon 1882 ohne politische Ziele gegründet worden war, auch dazu übergeht, seine Kreditoren auf ihre nationale Gesinnung hin anzusehen, weiß man durch geschickte Manöver einen dänischen Vertreter in den Aufsichtsrat zu bringen.

Alle diese Maßnahmen haben kaum eine Verschiebung des nationalen Status zur Folge gehabt, wohl aber eine ständig sich steigernde Spannung zwischen den beiden Lagern und eine Überhöhung der Bodenpreise. Und eines sprang dabei deutlich in die Augen: Die Maßnahmen der öffentlichen Gewalt zur Beeinflussung bzw. zur Unterdrückung oder Aufsaugung der Minderheit stießen auf eine Abwehr, der gegenüber der Staat machtlos war.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Vorschläge zu den meisten der getroffenen Maßnahmen aus den Kreisen der einheimischen Bevölkerung kamen und oft gegen die Meinung führender Beamten der Provinz durchgeführt wurden. Auch soll man den Auftrieb, den die Minderheit seit 1878 erlebte, nicht überhöhen. Die Zahl der dänischen Stimmen ist nicht sonderlich mehr gewachsen, als sich aus der natürlichen Zunahme der Bevölkerung ergab; aber man hatte die Auswanderung der Jugend aufhalten können und eine Festigung der Reihen

erreicht, die mehr wog, als eine Anzahl schwebender Stimmen.

Pastor Schmidt-Wodder

und der Verein für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark

Im Jahre 1909 erschien in der „Christlichen Welt“, einer Zeitschrift, die von Professor Martin Rade in Marburg herausgegeben wurde, eine Artikelreihe über die Verhältnisse in Nordschleswig von dem nordschleswigschen Pastorensohn Johannes Tiedje, der die Behandlung der Minderheit durch die Regierung scharf kritisierte. Schon vorher hatte Pastor Schmidt-Wodder im Kirchen- und Schulblatt der Provinz Schleswig-Holstein gegen die Gewaltpolitik opponiert und den „Verein für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark“ gegründet. Das war 1909. Er gab dann eine Vierteljahrsschrift „Stimmen aus Nordschleswig“ heraus, in der er seine Meinung zur Sache vertrat.

Pastor Schmidt verlangte Gerechtigkeit für alle preußischen Staatsbürger dänischer Gesinnung, Freiheit für ihre Kultur- und Sprachpflege und Abstandnahme von allen schikanösen Polizeimaßnahmen, die die Gesinnung beeinflussen sollten.

Der Verein hat kaum je mehr als 200 Mitglieder gehabt, meist Pastoren und Lehrer. Als Pastor Schmidt sich 1912 zur Reichstagswahl als Kandidat aufstellen ließ, bekam er 221 Stimmen. Trotzdem darf die Bedeutung des Vereins nicht unterschätzt werden. Er hat die Gemüter nachdenklich gemacht und das ausgesprochen, was viele dachten, auch wenn sie sich nicht zu ihm bekannten. Er hat den Boden bereitet für das, was kommen mußte. Die amtlichen Stellen jedoch waren nicht willens, ihren Kurs zu ändern, und in den Kreisen deutscher Chauvinisten scheuten einige sich nicht, Pastor Schmidt gar die deutsche Gesinnung abzusprechen. Er ließ sich nicht beirren und beschwor nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch den Glauben an die werbende Kraft der deutschen Kultur, die es sich wohl zutrauen dürfe, mit der dänischen in freien Wettbewerb zu treten.

Der Krieg brach die Entwicklung ab und endete für Nordschleswig mit der Korrektur, die die dänische Bevölkerung seit 1866 gewünscht hatte. Pastor Schmidt wurde jetzt der selbstverständliche Führer des dem dänischen Staat überantworteten Deutschtums, und in dem bei *Deutschland* verbliebenen Teil des Herzogtums gab es ein ernst zu nehmendes Minderheitenproblem nicht mehr. Nach einigem Schwanken gab man den Dänischgesinnten weitgehende Freiheit für die Entwicklung ihrer Eigenart, mit dem Erfolg, daß die dänischen Stimmen von etwa 6700 im Jahre 1920 auf 1544 im Jahre 1932 zurückgingen. In dem Augenblick aber, wo man die Fesseln einer Zwangsregierung fühlte, stieg die Zahl der dänischen Stimmen wieder auf über 4000 (Kommunalwahlen März 1933), und im Herbst 1934 gründete man die dänische Schule im deutschen Tönning. Wir

wissen, was weiter geschah: 99 500 stimmten bei der ersten Landtagswahl 1947 dänisch. Aus der Empörung über diese Tatsache ist es zu verstehen, daß in Schleswig-Holstein eine neue Generation anfang, aus dem Ressentiment Methoden der ersten Vorkriegszeit aufzugreifen, um mit der öffentlichen Gewalt die Entwicklung aufzuhalten und zurückzudrehen.

Alle diese Dinge gehören gewiß nicht in den Arbeitsbericht des Grenzfriedensbundes. Sie geben aber den Hintergrund zu der Einstellung, aus der er erwachsen ist.

DER GRENZFRIEDENSBUND

Als ich nach der ersten Besprechung auf der Rückfahrt von Schleswig über den Namen nachdachte, den wir uns geben sollten, ging mir auf, daß er „Bund für deutsche Friedensarbeit im Grenzlande“ heißen müsse. Es ist mir dabei nicht in den Sinn gekommen, daß ein Verein gleichen Namens schon einmal bestanden hatte. Ich wurde aber bald von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht und habe dann Herrn Pastor Schmidt gleich geschrieben, freilich für unser Vorhaben keine sonderliche Ermunterung erfahren, erklärlich wohl wesentlich daraus, daß, von Nordschleswig aus gesehen, es sich nicht mehr um Gerechtigkeit handelt für die Dänen, sondern für die Deutschen. Niemand wundert sich, daß die Wunden, die 1945 dort geschlagen wurden, bis heute noch nicht vernarbt sind.

Bei uns handelt es sich aber um die Erhaltung von Prinzipien, die in langer Entwicklung sich als die einzigen erwiesen haben, die geeignet erscheinen, das hier entstandene nationale Chaos zu ordnen und den Rückfall in unzeitgemäße Formen der nationalen Auseinandersetzung zu verhindern.

Wir haben bei der Gründung dreierlei betont: Es ist zwecklos, eine volkliche Entwicklung mit äußeren Mitteln unterbinden zu wollen. Es kann nur Gesinnung gegen Gesinnung und Kultur gegen Kultur gestellt werden. Zweitens: Es müssen alle Hemmungen, die von außen die volkliche Entscheidung beeinflussen, beseitigt werden, wenn man zu gesunden, aufrichtigen Verhältnissen kommen will. Darum ist das soziale und kulturelle Gefälle aufzufüllen, das sich im Laufe der letzten Jahrzehnte vom Norden her als Folge der Kriege entwickelt hat. Endlich aber sind die nationalen Gefühle auf ein Maß zurückzudämmen, das sich mit übernationalen Geboten verträgt, In diesem Sinne haben wir nun vier Jahre gearbeitet.

Anfang und Einordnung

In den Gründungsversammlungen, die sich von Dezember 1949 bis in den März 1950 hinzogen, wurde ein Programm aufgestellt, das eigentlich alles das einschloß, was auch die anderen Verbände neben und vor uns betrieben. Es bestanden schon der Schleswig-Holsteinische Heimatbund, die

Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig und der Grenzverein für deutsche Kultur. Als deutsche Grenzfriedensarbeit betrachteten wir den Ausbau des deutschen Kulturwesens auf beiden Seiten der Grenze: Schulen, Kindergärten, Jugendpflege, Sport, Ferienlager, Volkshochschulen, Büchereien, Musik, Theater, Laienspiel, Schul- und Wanderfahrten und was sonst in diesen Rahmen fallen kann.

Was die anderen Organisationen nicht betonten war, daß wir ein friedliches Nebeneinander von deutschem und dänischem Volkstum im Grenzlande für selbstverständlich und eine Verständigung mit gleichgesinnten Kreisen Dänemarks für erstrebenswert hielten.

Die endliche Gründung unseres Bundes erfolgte auf Anregung der damaligen Regierungskreise, freilich mit der eindeutigen Richtlinie, daß er absolut überparteilich arbeiten und keinen parteipolitischen Zwecken dienen dürfe. Trotzdem scheuten sich anfangs manche, sich zu uns zu bekennen.

Durch Vermittlung der Landesregierung, besonders wohl durch den Einfluß, den Herr Nydahl damals als Beauftragter für den Landesteil Schleswig hatte, wurde unsere Organisation, die wir der Kürze halber bald Grenzfriedensbund nannten, in den Grenzausschuß aufgenommen, der für die Grenzverbände die Dachorganisation bilden sollte. Gleich bei der ersten Sitzung spürte ich deutlich, daß wir nur als unbequeme Eindringlinge angesehen wurden. Ich war naiv genug gewesen, etwas anderes zu erwarten.

Zur Aufnahme unserer Arbeit wurden uns von der Landesregierung einige Mittel zur Verfügung gestellt, die wir aber auf Beschluß des Grenzausschusses mit der ADS teilen mußten. Bald erhielten wir von der gleichen Stelle weitere Unterstützung, so daß ein Start schon möglich ward. Die uns überwiesenen Mittel konnten fast ungekürzt den uns übertragenen sozialen Aufgaben zugewandt werden. Versuche, uns mit der Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig zusammenzutun, scheiterten wohl daran, daß sie nicht offen verhandelt wurden, aber auch daran, daß ein wesentlicher Teil unserer Arbeit sich in den Rahmen der ADS nicht einfügen läßt.

Es darf aber festgestellt werden, daß trotz der anfänglichen Zurückhaltung uns gegenüber eine Zusammenarbeit sich allmählich allseitig fördernd einspielt. Bei allseitigem gutem Willen und Bemühen ließe sich wahrscheinlich das eine oder andere einfacher und manches wirkungsvoller gestalten.

Arbeit und Auswirkung

Ein Versuch, Grenzfriedensgedanken mit *den* deutschen Kreisen zu erörtern, die uns bisher fernstanden, mußte aufgegeben werden, weil man uns einerseits für eine solch allgemeine Veranstaltung nicht für zuständig hielt, zum andern, weil man mit den von uns vorgeschlagenen Rednern nicht einverstanden war.

Trotzdem halten wir solche Aussprachen weder für unnötig noch aussichtslos. Im übrigen dürfen wir mit Genugtuung vermerken, daß unsere Arbeit sich schon jetzt über unseren eigenen Kreis hinaus ausgewirkt hat. Man hat uns anfangs nicht nur bekämpft, sondern bemitleidet und belächelt. Man hielt uns für politische Grünlinge, die den *Realitäten* des Grenzgeschehens völlig fernstünden. Ja, wir wurden von einigen verdächtigt, daß wir im Dienste der andern stünden und von dort her unsere Mittel bekämen. Das hat sich gegeben, einmal nach unserer Auseinandersetzung mit den verschiedenen dänischen Vereinen, und zum andern, nachdem sich herausgestellt hat, daß unsere Arbeit unerwartet stark zur vernünftigen Besinnung in den wankenden Kreisen beigetragen hat.

Ich darf hier auch darauf hinweisen, daß die Grenzfriedenshefte als Fortsetzung unserer Briefe Kredit und Ansehen unseres Bundes merklich gestärkt haben. Wir haben die Möglichkeit, erschöpfender als bisher zu wichtigen Fragen Stellung zu nehmen, haben darüber aus den verschiedensten Kreisen schon manches gute Wort gehört, freilich weniger gelesen, denn die Presse scheint auch diese Seite unserer Arbeit geflissentlich verschweigen zu wollen.

Ein deutliches Kennzeichen für die Auswirkung unserer Organisation ist aber die Tatsache, daß die von uns eingeführten Vokabeln zur Grenzlandfrage, nachdem sie zunächst überlegen beiseitegetan wurden, allmählich bei allen Eingang gefunden haben. Heute schreibt und spricht man überall von Grenzfrieden statt Grenzkampf, von friedlichem Wettstreit statt Unterdrückung, von Befriedung statt Mobilisieren.

Es soll nicht vergessen werden, daß andere, besonders in Nordschleswig, in gleicher Richtung arbeiten. Die Betonung der Nachbarschaft und des landsmannschaftlichen Gefühls durch Hans Schmidt-Oxbüll und Ernst Siegfried Hansen liegt in gleicher Richtung. Wir setzen darum vertrauensvoll unsere Arbeit fort und veranstalten Grenzfriedensabende, Grenzfriedenstagungen, Grenzfriedenswochen, Grenzfriedensfahrten, richten Grenzfriedenzimmer ein und hoffen, eines Tages auch Grenzfriedensheime zu haben. Trotz aller Störungen, die mehr von drüben als von hüben kommen, dürfen wir auf weiteren Fortgang hoffen. In dem großen Geschehen der Zeit gehört die Zukunft uns.

Organisation

Zahlenmäßig bedeuten wir freilich noch nicht viel. Wir fingen am 9. März 1950 mit neun Mitgliedern an. 1952 waren es 177, dazu neun Körperschaften, am 1. April vorigen Jahres: 533 bzw. 46. Heute sind es über 800, und in den angeschlossenen Körperschaften stehen hinter uns mehr als 100 000 Männer und Frauen des Landes Schleswig-Holstein.

Mit dem Wachstum der Mitgliedschaft ergab sich die Frage einer Straffung der Organisation. Wir haben bisher nur mit Vertrauensleuten gearbeitet, die örtlich all

das regelten, was von Belang war: Beiträge einzogen, Mitglieder warben, Sozialfälle an uns herantrugen und überwachten und uns berichteten, was ihnen berichtenswert erschien.

Wir haben im Vorstande die Sache einmal ernstlich erwogen und sind zu dem Schluß gekommen, daß wir bei dem bisherigen System der Vertrauensleute bleiben und uns auf unsere soziale Arbeit und die Verbreitung unserer Prinzipien beschränken wollen.

Die soziale Arbeit

Die uns vom Grenzausschuß übertragene soziale Einzelbetreuung hat inzwischen erheblichen Umfang angenommen. Sie hat sich im Laufe der beiden letzten Jahre sehr stark auf Beihilfen an Jugendliche zur Teilnahme an Wanderfahrten, Freizeiten, Zeltlagern, Kulturveranstaltungen, Vorturnerschulungen, Schullandheimaufenthalten und Schulfahrten verlagert.

Im letzten Jahre sind rund 5000 Anträge dieser Art bearbeitet und bewilligt worden. Die Zahl der Einzelbeihilfen überstieg auch in diesem Jahre das runde Tausend. Trotz allem ist es nur ein Tropfen auf dem heißen Stein.

Förderstunden

Im vorigen Jahre hatten wir auch die Angelegenheit der Förderstunden aufgegriffen, d. h. der Kinder uns angenommen, die aus dänischen Schulen in deutsche zurückkehrten bzw. übergingen. Es ist klar, daß bei der Verschiedenheit der Lehrpläne beider Schulen der Übergang von der einen zur anderen mit großen Schwierigkeiten verbunden und darum die Aufnahme in altersgleiche Klassen in der Regel unmöglich ist. Um die dadurch sich leicht ergebenden Hemmungen bei Eltern und Kindern zu überwinden, suchen wir in der Übergangszeit durch Nachhilfe die Einfühlung zu erleichtern.

Die Breitenarbeit

Das Büro ist der eine Ort unserer Arbeit. Die andere Seite unseres Tuns liegt draußen. Wir haben in den ersten Jahren die Breitenarbeit im wesentlichen durch Wochenend- und Sonntagsschulungen für Arbeiterkreise durchzuführen versucht. Im letzten Jahre ist nur in Flensburg eine solche zustande gekommen und vor kurzem dann in Schleswig, die aber zur Orientierung eines engeren Mitarbeiterkreises gedacht war.

In Flensburg wurden auch die sozialpolitischen Vorträge der Vorjahre in Verbindung mit den Gewerkschaften fortgesetzt. Neu aufgegriffen wurde diese Arbeit in Husum, und zwar mit besonders erfreulichem Ergebnis.

In diesem Zusammenhange sind auch die Grenzfriedensfahrten der Tönninger und Husumer Frauengruppen zu nennen, die zur Stärkung des Volks- und

Gruppengefühls und der Bindungen mit der Heimat uns außerordentlich bedeutsam erscheinen.

Zum ersten Male versuchten wir in diesem Jahre eine Verbindung zwischen Arbeiterkreisen unserer Westküste und solchen aus dem deutschen Nordschleswig herzustellen. Zweimal veranstalteten wir gemeinsame Fahrten zu typischen Arbeitsstätten unserer Heimat. Die erste führte in das Gebiet der Landgewinnungsarbeiten und zu den Arbeitersiedlungen in den neuen Kögen, die zweite in die Meisterwerkstätte des Motorbaus in Heide und zu den Erdölwerken bei Hemmingstedt. Solche Begegnungen scheinen uns nicht nur wünschenswert um der Verbindungen wegen über die Grenze hinweg, sondern erscheinen uns auch notwendig, um den Gleichschritt des Denkens in sozialen und politischen Fragen zwischen den gleichgelagerten Schichten der Bundesrepublik und denen draußen zu sichern. Wir haben beide Male deutlich gemerkt, daß die Gefahr des Aneinandervorbeidenkens nicht gering ist. Andererseits spüre ich bei jedem Treffen in Nordschleswig, wie dankbar die Arbeiter drüben für die Anregungen sind, die sie von hier mitgenommen haben. Sie erinnern sich bei jeder Gelegenheit freudig an alles, was sie gehört und gesehen haben. Auch das ist Grenzfriedensarbeit.

Wir sind aber in der Ausweitung unseres Wirkungskreises nicht nur auf Eigenveranstaltungen angewiesen, sondern haben, ohne daß wir uns sonderlich darum bemühen mußten, auch Unterstützung von anderer Seite durch die Kreise erfahren, die neben uns für Grenzlandfragen sich interessieren. Da ist in erster Linie die Lehrerschaft zu nennen, die freilich durch die Fahrtenbeihilfen auf die Verbindung mit uns einiges Gewicht legt, andererseits aber heute, wie zu allen Zeiten, die Hauptträgerin der Grenz- und Kulturarbeit ist und darum unseren ganz besonderen Dank verdient.

Aber auch aus ihrer eigentlichen Erziehungsaufgabe ergibt sich der selbstverständliche Drang nach Durchdringung der Materie. So bin ich in diesem Jahre in sehr vielen Lehrervereinigungen südlich und nördlich der Eider gewesen. Unsere Grenzfriedensgedanken fanden überall Verständnis. Fast überall taucht am Ende der Besprechungen die Frage auf: Was sollen wir denn tun? Und in sehr vielen Fällen war das Ergebnis der Entschluß zu einer Fahrt nach Nordschleswig und die Übernahme einer Patenschaft für eine deutsche Schule oder die körperschaftliche Stärkung einer, die schon bestand.

Weiter wurde ich gerufen von Volkshochschulen, Frauenvereinen, Landwirtschaftsvereinen, Jugendvereinen und Sportgruppen, die teils Beihilfen von uns erwarteten, teils den Grenzlandfragen aufrichtige Aufmerksamkeit entgegenbringen. In den meisten Fällen will man die grundsätzliche Einstellung zu diesen Fragen hören; seltener interessiert man sich für spezielle Gebiete der Grenzlandgeschichte. Auch das von mir bearbeitete Gebiet des

Selbstbestimmungsrechts fand wache Zuhörer nur im unmittelbaren Grenzgebiet, wo man mit der Frage einigermaßen vertraut war. Den anderen sind die damit verbundenen Dinge zu kompliziert und zu schwierig. Im übrigen ist das territoriale Selbstbestimmungsrecht für Schleswig soweit dem Gesichtskreis entrückt, daß es nur hinter dem Horizont als Wetterleuchten in einigen rückwärtsgerichteten Hirnen spürbar ist. Die Freiheit des einzelnen aber zur Entscheidung zwischen Volk und Volk und die Befriedigung der daraus erwachsenden Kulturansprüche sind brennende Fragen, über die die Meinungen noch sehr auseinandergehen.

Die Kontaktarbeit

Wir suchen Verbindung mit den in Dänemark wirkenden Kreisen, die so denken wie wir, oder mit solchen, die mit uns Verbindung suchen, um die Zwietrachtspunkte, die das Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark stören, auszuschalten. Verbindungen, die wir inzwischen gefunden hatten, wurden durch unsere Weihnachtshilfe 1952 empfindlich gestört. Der Sturm hat sich inzwischen gelegt.

Wir hatten eine deutsch-dänische Grenzfriedenswoche in Sankelmark vorbereitet, mußten sie aber wegen Mangel an Teilnahme von dänischer Seite absagen. Es lag einmal daran, daß wir mit Rücksicht auf die Landtagswahl sie in eine Zeit verlegen mußten, wo die dänischen Lehrer keine Ferien hatten. Andere aber hatten Ressentiments gegen Sankelmark, und die letzten mögen durch den Presse Sturm, der wegen der Weihnachtshilfen gegen uns entfesselt worden war, zurückgehalten sein. Sie waren zu höflich, uns das zu sagen.

Herr Dr. Johannsen und ich nahmen dann noch an einer deutsch-dänischen Tagung auf Seeland teil und haben, neben Herrn Henningsen und anderen, beide auch dort gesprochen. Auch da war die Teilnahme von dänischer Seite bemerkenswert schwach, was nun nicht auf Konto des Grenzfriedensbundes kommen kann, sondern in der allgemeinen Zurückhaltung liegen muß, die man in gewissen Kreisen den Deutschen gegenüber noch übt. Die Aussprachen waren durchaus ergiebig.

Auf eine Gruppe junger Kontaktleute darf ich noch besonders hinweisen. Es sind junge Südschleswiger, die in Kopenhagen studieren und sich um eine besondere Zusammenschau ihrer Entwicklung bemühen, die scheinbar in der Heimat Wurzel und Krönung ihres Wesens sieht. In ihrer Zeitschrift *Front og Bro* lassen sie nicht nur Dänen zu Worte kommen, sondern mit einiger Vorsicht auch uns.

Zu Mellempfolkeligt Samvirke, der übervolkklichen Arbeitsgemeinschaft mit dem Sitz in Kopenhagen, haben wir weiter beste Beziehungen. Sie hat uns sowohl für die Tagung in Mürwik als auch die in Rendsburg verschiedene Teilnehmer vermittelt und förderte auch die für Sankelmark. Vor zwei Jahren nahmen Herr Nydahl und ich an einer Tagung teil, die sie in ihrem Europahaus in Hamburg veranstaltete,

und vor kurzem sprach ich vor einer deutsch-dänischen Gruppe dort über neue Richtlinien für die Grenzarbeit.

Weniger ersprießlich entwickelten sich die Beziehungen zum „Südschleswigschen Ausschuß vom 5. Mai 1945“. Das ist der Verein, der mit „Sydslesvig Liga“ zusammen die dänischen Schulen in Rendsburg, Drage und Rieseby errichtet hat und unterhält. Der Vorsitzende ist der Professor Hansen-Larsen.

In der Kontaktarbeit handelt es sich einmal darum, die konkreten Dinge des Anstoßes zur Sprache zu bringen, zum anderen darum, sie aus den Ressentiments zu lösen, in den Gesichtskreis eines großen Geschehens einzufügen und sie nach den Gesetzen der Moral zu ordnen.

*

Grenzfriedensarbeit ist darum kein Ausweichen vor Schwierigkeiten und kein Verleugnen von Unterschieden und Gegensätzen. Immer stehen wir als Angehörige eines Volkes anderen gegenüber, die einem anderen Volk mit anderer Kultur und anderen Auffassungen angehören. In der Begegnung lernen wir das Abweichende kennen. Bewußt oder unbewußt nimmt der eine von dem andern an. Das Wissen um den Einklang der eigenen Art mit dem höheren Gesetz, dem die Völker unterstellt sind, verpflichtet zur Erhaltung dessen, was um der anderen und um unser selbst willen nicht verlorengehen darf. Jeder einzelne ist verpflichtet, das beste seines Volkes in seinem Leben zu verwirklichen. Deutsches Leben wird dem dänischen Volke tagtäglich repräsentiert durch unsere Deutschen in Nordschleswig. Ihnen deutsches Leben in ihrem Raume zu ermöglichen, ist des ganzen deutschen Volkes Pflicht. Wir möchten, daß unsere Minderheit dort um Europas willen die Anziehungs- und Auswirkungskraft besitzen möge, die das Deutsche als unentbehrlichen Bestandteil des Abendlandes erscheinen läßt. Heute hat man den Eindruck, daß an der Oberfläche dänisches Wesen in unser nordschleswigsches Deutschtum sich hineinschiebt. In den Tiefenbezirken des Lebens aber spürt der Aufmerksame, daß das dänische Volk von Deutschland her eine Wandlung erfährt.

Der Grenzfriedensbund will zu solch gegenseitiger Befruchtung der beiden Völker seinen Beitrag leisten.

Detlef Hansen